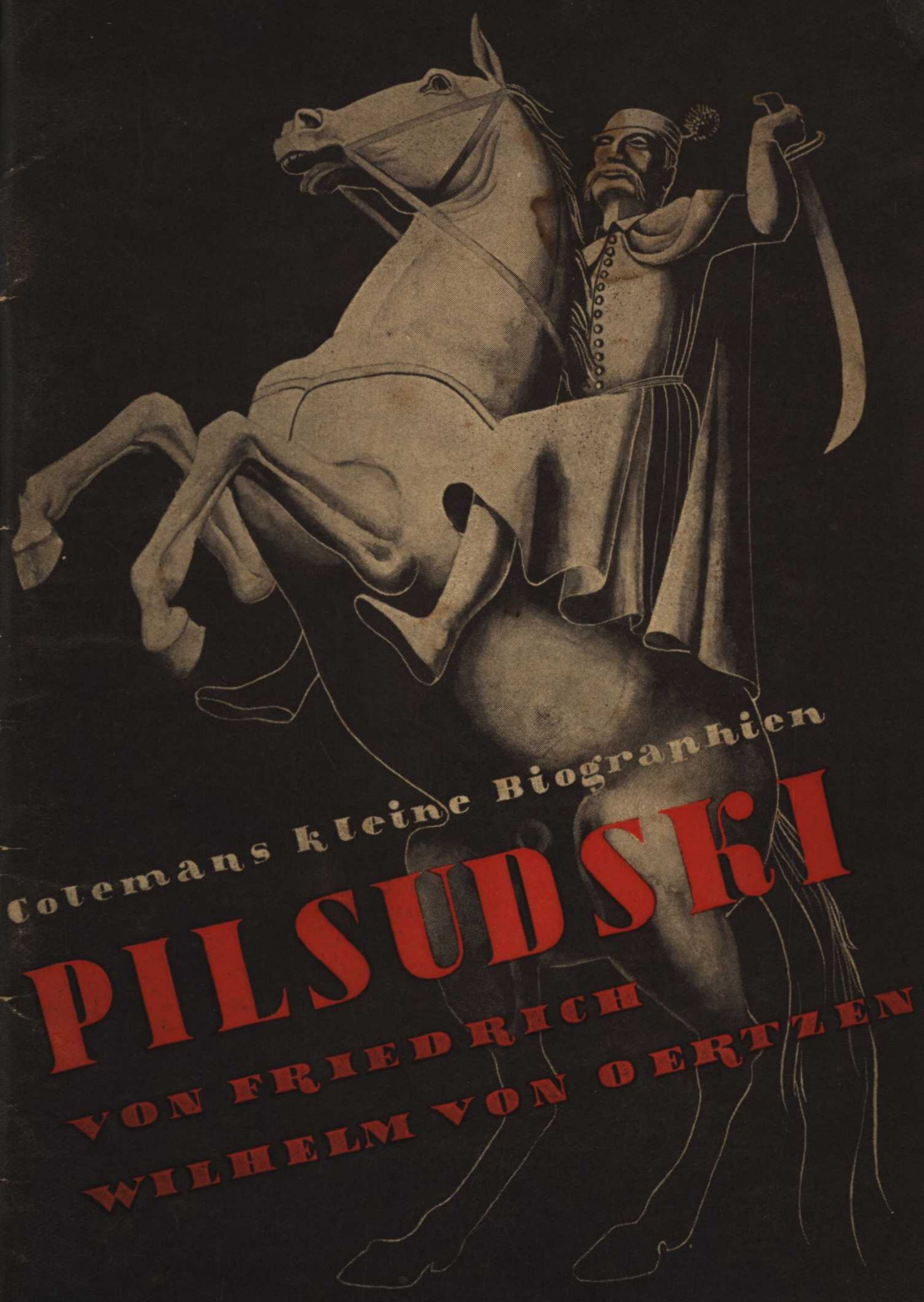

Colemans kleine Biographien
PILSUDSKI
VON FRIEDRICH
WILHELM VON OERTZEN



COLEMANS KLEINE BIOGRAPHIEN - HEFT 37
HERAUSGEBER: DR. FRITZ ENDRES, LÜBECK

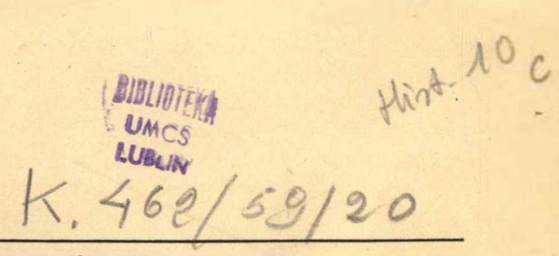
PILSUDSKI

VON
FRIEDRICH WILHELM VON OERTZEN
BERLIN

LÜBECK 1933
DRUCK UND VERLAG VON CHARLES COLEMAN



Inhalt



Umschlagzeichnung: Peter Thienhaus, Lübeck.

Josef Pilsudski

Die Welt kennt den Namen Josef Pilsudski. Die Welt weiß, daß der erste Marschall Polens der unumschränkte Diktator seines Vaterlandes ist oder sein kann. Die Welt kennt Polen und sie kennt den Namen Josef Pilsudski. Wer aber kennt den Menschen?

Es gibt schon heute eine Reihe von Lebensbeschreibungen dieses seltsamen Menschen, der als revolutionärer Sozialist begann und der heute im Alter als ein kranker, einsamer und verbitterter Autokrat seinem Tode entgegensieht. Es gibt für einzelne Abschnitte dieses romantischen und, als Ganzes gesehen, tragischen Lebens Schilderungen von Pilsudski selbst. Aber was fehlt, ist ein Bild des Menschen, gezeichnet auf dem Hintergrunde der dramatischen Ereignisse eines historisch bedeutsamen Lebens, ein Bild, das frei ist von den Schnörkeln des Byzantinismus, die die Biographien seiner polnischen und französischen Verehrer verunzieren, ein Bild, das Raum läßt für die Tragik eines Menschen, ein Bild, das für uns Deutsche auch deshalb von grundsätzlicher Bedeutung ist, weil sich in ihm vieles findet, woraus wir lernen können, wenn wir mit offenen Augen den Lebensweg dieses nationalistischen Sozialisten betrachten, der auf dem Höhepunkt seiner Macht vergaß, daß die Stärke seines Nationalismus in der Verbindung mit dem Sozialismus gelegen hatte.

Der Rahmen, der diese Arbeit umspannt, bedingt die Vorwegnahme ganz weniger trockener Lebensdaten, ohne die die einzelnen Bilder zusammenhanglos sein würden. Josef Pilsudski wurde 1867 in Zulow bei Wilna als Sohn eines Vaters geboren, der aktiv am polnischen Aufstand von 1863 teilgenommen und dabei den größten Teil seines ursprünglich ziemlich beträchtlichen Vermögens ver-

loren hatte. Der junge Pilsudski, der von seiner Mutter im Geiste der romantischen polnischen Freiheitstradition erzogen wurde, besuchte zunächst das Gymnasium von Wilna und bezog dann die russische Universität Charkow, um Medizin zu studieren.

Die russischen Universitäten der damaligen Zeit waren Sammelpunkte der revolutionären jungen russischen Intelligenz. Schon damals trat an Pilsudski die Anregung heran, sich an revolutionären Terrorakten gegen das zaristische Regime zu beteiligen. Einer seiner Biographen legt ihm die folgende ablehnende Antwort in den Mund: „Man kann nicht wissen, welche Haltung irgendein anderes neues Regime gegenüber Polen einnehmen würde."

Trotz seiner Zurückhaltung geriet Josef Pilsudski in den Verdacht der Teilnahme an einer studentischen Verschwörung und wurde zu der höchstzulässigen Verwaltungsstrafe von fünf Jahren Verbannung nach Sibirien verurteilt. Nach seiner Rückkehr aus Sibirien (1892) fand Josef Pilsudski in seiner Heimat die ersten Ansätze einer Organisation polnischer Sozialisten vor. Ihr schloß er sich an und wurde zum ersten „Chefredakteur" des illegalen sozialistischen Organs „Robotnik", dessen erste Nummer am 12. Juli 1894 erschien. Fast sechs Jahre arbeitete Pilsudski an diesem Blatt und dem weiteren organisatorischen Ausbau der P.P.S. (Polnische Sozialdemokratische Partei), bis er schließlich am 25. Februar 1900 in Lodz von der russischen Geheimpolizei verhaftet und zur Aburteilung in die Zitadelle von Warschau überführt wurde. Ein Jahr später gelang ihm eine beinahe märchenhaft anmutende Flucht. Nach einem kurzen Zwischenaufenthalt in London ließ er sich in Krakau nieder, um von dort aus, unbehindert durch die österreichischen Behörden, die Organisation eines ständigen blutigen Kleinkrieges gegen die russische Herrschaft in Polen in die Hand zu nehmen. Nach Ausbruch des russisch-japanischen Krieges im Jahre 1904 versuchte er in Tokio die Unterstützung Japans für die Aufstellung einer polnischen Armee zu erhalten, mit der er auf eigene Faust gegen Rußland Krieg führen wollte. Der Versuch schlug fehl, und Pilsudski kehrte wieder nach Krakau zurück, wo er mit kurzen Unterbrechungen bis zum Ausbruch des großen Krieges verblieb und — immer unter

Duldung und teilweise inoffizieller Unterstützung der österreichischen Behörden — den organisatorischen Grundstock für die späteren polnischen Legionen legte. Im August 1914 übernahm er offiziell die Führung der polnischen Legion, die an der Seite deutscher und österreichischer Truppen gegen Rußland focht. Wenn er sich in dieser Zeit auch dem militärischen Kommando der Mittelmächte unterstellte, so betonte er doch stets, daß er mit seinen Leuten einzig und allein für die Freiheit Polens im Felde stehe. Diese Haltung führte dazu, daß Pilsudski und seine Legionäre es ablehnten, einen Treueid auf die verbündeten Kaiser von Österreich und Deutschland abzulegen. Die deutschen Besatzungsbehörden in Polen löſten darauf die polnischen Legionen im Sommer 1917 auf, und Pilsudski selbst wurde in der Festung Magdeburg interniert.

Beim Zusammenbruch im Herbst 1918 wurde Pilsudski freigelassen. Am 10. November 1918 traf er spät abends in Warschau ein. Die von den Mittelmächten eingesetzte provisorische polnische Regierung übergab ihm sofort die Führung der Staatsgewalt. Von Ende November 1918 bis Ende des Jahres 1922 fungierte er als Staatschef. In diese Zeit fällt der polnisch-russische Krieg von 1920, der seinen Höhepunkt in der Entscheidungsschlacht vor den Toren Warschaus im August 1920 fand. Das sogenannte „Wunder an der Weichsel" rettete Polen vor der Überflutung durch die rote Armee Rußlands.

Als nach der Ermordung des auf Pilsudskis Wunsch im Dezember 1922 zum Staatspräsidenten gewählten Narutowicz der Einfluß der rechts eingestellten innerpolitischen Gegner Pilsudskis wuchs, legte er auch seine militärischen Ämter nieder und zog sich vorübergehend ganz aus dem öffentlichen Leben zurück. Unter dramatischen Umständen kam es dann im Mai 1926 zu einem bewaffneten Staatsstreich des Marschalls, der ihm nach blutigen Straßenkämpfen in Warschau von neuem die gesamte Macht über Polen in die Hand gab. Von da an datiert die eigentliche Diktatur Pilsudskis, ohne daß der Marschall selbst die Staatspräsidentschaft übernommen und ohne daß er offiziell die Führung der einzelnen zeitweise sehr schnell wechselnden polnischen Regierungen innegehabt hätte.

Der Chefredakteur des „Robotnik"

Lodz, das Zentrum der bedeutenden polnischen Textilindustrie, ist auch heute im vierten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts, trotz seiner halben Million Einwohner, im westeuropäischen Sinne ein trauriges riesiges Fabrikdorf. In den letzten zehn Jahren des neunzehnten Jahrhunderts war es noch bei weitem trübseliger trotz eines stark pulsierenden gewerblichen und industriellen Lebens.

Mitten in der Stadt, im dichtesten Geschäftsgetriebe, steht ein Haus, dem niemand von außen seinen seltsamen und gefährlichen Inhalt anzusehen vermag. Es ist ein Haus wie tausend andere in Lodz, schmutzig, ungepflegt, von jener abstoßend ärmlichen Ungemütlichkeit, die das Kennzeichen dieser merkwürdigen Stadt ist. Im Erdgeschoß befinden sich Geschäftsräume, die den ganzen Tag über von Lärm und Leben erfüllt sind. Im ersten Stock liegt die Wohnung Josef Pilsudskis und seines Freundes und Gehilfen Roznowki. Sie besteht aus vier Zimmern und einer Küche. Sie ist so wenig komfortabel wie damals, und zumeist auch heute noch, die Wohnungen im Zentrum von Lodz zu sein pflegen.

Das erste Zimmer, das der Besucher betritt, ist der Wohnraum der beiden Freunde. Pilsudski hat für seine Arbeit, deren tatsächlichen Charakter nur ganz wenige unbedingt vertrauenswürdige Parteigenossen kennen, diese Wohnung gewählt, weil sie ihm sicherer erschien als irgendein romantisch verborgener Keller in irgendeinem Vorstadtviertel draußen am Weichbild der Stadt. Straßenlärm, das flutende Leben im Hause, all das ist notwendig, all das ist eine bessere Sicherung als geheime Panzerkeller aus der Phantasiewelt der Groschenromantik. Dieses Leben um ihn herum überdeckt schützend die Geräusche seiner eigenen Arbeit, die sich in dem nur wenigen bekannten Zimmer hinter dem eigentlichen Wohnraum abspielt.

Jenes Zimmer ist gleichzeitig Redaktion, Verlag, Druckerei und Expedition eines Blattes, nach dem seit Jahren schon die russische Geheimpolizei fieberhaft fahndet. Und Josef Pilsudski, unterstützt von seinem Freunde, ist der Chefredakteur dieses Organs und gleichzeitig in eigener

Person der Verleger, der Setzer, der Drucker, der Expedient und der Kolporteur. Diese Geheimdruckerei des „Robotnik“ ist eine Sache von seltsam phantastischer Romantik, die vielleicht noch gesteigert wird durch die trostlos sachliche Umgebung, deren Nüchternheit durch nichts gemildert wird als durch die tägliche, sich immer wiederholende Gefahr einer plötzlichen Entdeckung. In diesem Einheitsraum des Zentralorgans der sozialdemokratischen Partei Polens steht ein winziges unmodernes Druckmaschinchen englischer Konstruktion. Oft belegt Josef Pilsudski diese Maschine, die neben seiner Energie und seinem Gehirn sozusagen die geistige Zentrale der revolutionären polnischen Bewegung darstellt, mit derben Kraftausdrücken. Er schimpft sie ein verfluchtes Biest und eine langsame Kuh, weil sie nicht schnell genug zu arbeiten vermag, weil sie so klein und unbeholfen ist, daß man im Laufe einer Stunde auf ihr nur zweihundertfünfzig Stück einer einzigen Seite des „Robotnik“ drucken kann. Aber er liebt sie. Er hängt an ihr, weil sie seine schärfste und schneidendste Waffe im Kampf gegen den Zarismus und für die Freiheit Polens ist.

Man vermag sich kaum eine Vorstellung davon zu machen, welche Unsumme von Arbeit, Energie und Nerven die Herstellung einer einzigen Nummer des „Robotnik“ unter diesen Verhältnissen erfordert. Die eigentliche geistige Arbeit ist dabei der kleinste Teil. Diese Männer, die beinahe gesprengt werden von ihren revolutionären Energien, schreiben ihre Artikel in einer Art von Rausch. Jeder Satz ist ein Peitschenschlag gegen den verhaßten Feind, jede Seite bedeutet umgerechnet ein Dutzend Jahre Sibirien. Aber, was heißt das für diese Männer? Doch dann beginnt erst die wirkliche Arbeit. Type für Type wird in den Setzrahmen geschoben, und gelegentlich ereignen sich dabei die groteskesten Szenen. So, wenn Carol Roznowki seinem Freund und Chef Pilsudski während des Setzens flehentlich zuruft, er möge im zweiten Teil seines Artikels darauf sehen, daß die Worte nicht zu viel „R“s enthalten. Die „R“s sind ausgegangen. Josef Pilsudski ist der Explosion nahe. Wie soll ein Mensch eine Revolution vorbereiten und dabei darauf achten, daß er keine Worte mit dem Buchstaben R gebraucht!

Eine Nummer dieses „Robotnik" aus der damaligen Zeit umfaßt zwölf Seiten. Der Druck einer einzigen Seite erfordert bei einer Auflage von neunzehnhundert bis zweitausend Stück acht bis neun Stunden Zeit. Nur während der Geschäftszeit der Unternehmung im Erdgeschoß und während der Hauptverkehrsstunden des Tages kann gedruckt werden, weil dann der Lärm der Straße und die Unruhe im Hause das Geräusch der stampfenden kleinen Maschine übertönen. Allein der Druck einer einzigen Nummer des Blattes erfordert also mindestens sechzehn Wochentage. Zwei Tage der Woche fallen für den Druck aus: das ist der Schabbes, an dem das jüdische Geschäft unten geschlossen ist, und das ist der Sonntag, an dem auch der Jude im orthodoxen Rußland nicht arbeiten darf. Aber auch an den andern fünf Tagen der Woche kann nicht ununterbrochen durchgearbeitet werden. Jedesmal, wenn ein Besucher kommt — und es kommen viele, auch Parteigenossen, die nichts von der Existenz der Geheimdruckerei ahnen —, dann muß die Arbeit unterbrochen werden. Man muß jeden Augenblick gewärtig sein, verdächtige Geräusche von dem normalen Lärm zu unterscheiden. Man befindet sich in jeder Minute in einer Nervenanspannung, die als Dauerzustand eine geradezu unwahrscheinliche Belastung für die beiden Männer darstellt.

So hat Josef Pilsudski fast sechs Jahre lang gearbeitet. Fünfunddreißig Nummern des „Robotnik" sind unter diesen Umständen und auf diese Weise erschienen. Die wenigen Exemplare, die heute noch im neuen Polen aus dieser Zeit erhalten sind, haben den Wert seltenster Museumsstücke und werden in den Staatsarchiven zusammen mit den wichtigsten Dokumenten der polnischen Geschichte aufbewahrt.

Auch heute noch führt das Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Polens den historischen Namen „Robotnik". Der Druck erfolgt in Warschau in einer eigenen modern eingerichteten Druckerei. Man druckt auf technisch vollkommenen Rotationsmaschinen. Aber . . . die heutigen Redakteure des „Robotnik" arbeiten nur äußerlich unter anderen und bequemeren Umständen als der Gründer und erste Chefredakteur ihres Blattes. Das offizielle Polen des damaligen „Robotnik"-Redakteurs Josef

Pilsudski verfolgt die Sozialisten und Nachfolger ihres Begründers in einer Art und Weise, die sich von der in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts nicht wesentlich unterscheidet. Die Zellen des Festungsgefängnisses in Brest-Litowsk wissen davon zu erzählen. Was blieb von dem sozialistischen Chefredakteur Josef Pilsudski?

Pilsudski ist wahnsinnig

Carol Roznowki schiebt das leere Teeglas mit einem Ruck von sich weg. Er zerstampft eine Zigarette in der Aschenschale und erhebt sich mit einem unterdrückten Fluch. Es ist nicht viel nach acht Uhr morgens und die Parteisitzung am vergangenen Abend hat sich bis in die Morgenstunden hingezogen. Carol Roznowki ist unendlich müde. Er würde für sein Leben gern einmal vierundzwanzig Stunden hintereinander schlafen. Aber das geht nicht. Das ist seit Jahren nicht gegangen und heute, wie so unendlich oft, muß unausgeschlafen gearbeitet werden. Die sechsunddreißigste Nummer des „Robotnik" muß hinaus. Zum Teil ist der Druck schon fertig. Es wird noch etwa eine Woche dauern, dann ist auch dieses Mal die Arbeit geglückt.

Carol Roznowki zerdrückt einen jener unendlich langen und kräftigen Flüche zwischen den Zähnen, wie die polnische Sprache sie in unübertrefflicher Derbheit kennt. Er wird allein die Arbeit beginnen, denn Josef Pilsudski hat bereits um sieben Uhr morgens das Haus verlassen, um noch ein paar wichtige Informationen einzuholen, die auf der zwölften Seite der in Arbeit befindlichen Nummer unbedingt ihren Niederschlag finden sollen.

Roznowki schläft noch immer beinahe, als er im „Arbeitszimmer", wie man diskret den Raum der Geheimdruckerei nennt, den Setzrahmen in die Hand nimmt, um die letzten Absätze des Leitartikels zu setzen, der den Titel trägt: „Der Triumph des freien Worts."

Fünfzig Zeilen sind gesetzt, als Josef Pilsudski erscheint. Er hat zwar noch anderthalb Stunden weniger geschlafen als sein Freund, aber er ist an diesem Morgen des 25. Februar 1900 in ausgezeichneter Stimmung. Leise und ein wenig

mißtönend pfeift er vor sich hin, als er sich an den Schreibtisch setzt, um die letzten Informationen noch schnell zu verarbeiten.

Plötzlich erwacht Roznowki aus seinem Halbschlaf. Vorn an der Eingangstür hat es scharf geklopft. Die Parteifreunde, die oft um diese Tageszeit erscheinen, haben ein anderes Klopfsignal. Roznowki legt den Setzrahmen aus der Hand, geht durch das Wohnzimmer und steht an der Eingangstür. Er ist jetzt kein bißchen mehr verschlafen. Irgendwie weiß er, daß in diesem Augenblick sich das ereignen wird, worauf die beiden Männer seit sechs Jahren jeden Tag gewartet haben. Noch trennt ihn die Tür von seinem Besucher. Aber diese Tür, dieses Stück Holz ist in diesem Augenblick für ihn wie durchsichtig geworden. Vor seinen Augen steht das Bild des Gendarmerieoffiziers und der ein wenig stumpfen und uninteressierten Polizisten, die ihn begleiten. Er hat das alles noch nicht gesehen. Aber er weiß es, und als er nun die Tür öffnet, fährt er nicht mehr zusammen, er erschrickt nicht mehr. Er zuckt nur ein ganz klein wenig die Achseln: es ist aus.

Vor Josef Pilsudski steht der Gendarmerieoberstleutnant Gnoinski. Während er die Handschellen fertig macht, die sich in wenigen Sekunden um die Handgelenke Josef Pilsudskis legen werden, sagt er sehr höflich und etwas ironisch: „Lieber Herr, einer meiner Vorgesetzten in früherer Zeit, der Gendarmeriechef des Kaisers Nikolaus I. sagte einmal zu einem Freunde, der auf einer Reise nach Deutschland Nürnberg besuchen wollte: Wenn Sie in Nürnberg sind, dann gehen Sie zum Denkmal jenes Gutenberg, der die Kunst des Buchdrucks erfunden hat, und dann spucken Sie in meinem Auftrage recht energisch dieses Denkmal an. Denn alles Böse auf dieser Welt kommt von der verfluchten Druckerei. Und sehen Sie", sagt der Oberstleutnant Gnoinski mit einem höflich sarkastischen Lächeln, „wenn ich Sie jetzt so vor mir sehe, dann muß ich sagen, daß der General Orlow mit diesem Ausspruch damals recht gehabt hat."

Der Verschluß der Handschellen knackt. Josef Pilsudski ist in der Gewalt des Zaren.

Der zehnte Pavillon der Warschauer Zitadelle ist das Gefängnis der besonders gefährlichen politischen Verbrecher. Die Überwachung ist so scharf, daß es völlig unmöglich erscheint, irgendwie mit der Außenwelt in Verbindung zu treten. Die anderen Gefangenen der Warschauer Zitadelle dürfen sich aus der Stadt verpflegen lassen, und bei dieser Gelegenheit ist es immer wieder einmal möglich, irgendeine Mitteilung eingebacken in ein Brot an den Inhaftierten gelangen zu lassen. Die Gefangenen des zehnten Pavillons haben keinerlei Möglichkeiten dieser Art. Zu ihnen gehört Josef Pilsudski schon seit Wochen. Er ist völlig abgeschnitten von der Verbindung mit seinen Parteifreunden. Er weiß nicht, daß jene historische sechsunddreißigste Nummer des „Robotnik", trotz seiner Verhaftung, mit vier Wochen Verspätung in Kiew erschienen ist. Die Organisation der P.P.S., die er selber an erster Stelle mit geschaffen hat, funktioniert schon so gut, daß selbst der Ausfall eines Mannes wie Josef Pilsudski keine völlige Unterbrechung der Arbeit bedeutet. Trotzdem aber weiß die Partei, daß sie diesen Mann nicht entbehren kann. Tag und Nacht überlegen die Führer, wie es möglich ist, mit dem Gefangenen wenigstens in Verbindung zu kommen. An die Möglichkeit einer Befreiung wagen sie vorläufig nicht zu denken.

Josef Pilsudski glaubt sein Schicksal ziemlich genau zu kennen. Im Rußland der Zaren überstürzt man nichts. Es kann Monate, es kann auch Jahre dauern, bis man ihn vor Gericht stellt. Aber dann ist klar, was folgen muß. Acht oder zehn Jahre Zwangsarbeit auf Sachalin, und wenn man das überlebt, für den Rest des Lebens Verbannung in Sibirien.

Das weiß nicht nur Pilsudski. Das wissen seine Freunde draußen im Lande, das weiß auch der Adjutant des Kommandanten des zehnten Pavillons der Warschauer Zitadelle Siedelnikow, der, ein gehobener Gefangenenwärter politischer Verbrecher, trotz seiner gesinnungsmäßigen Treue zum Zarenregime ein gewisses Mitleid mit den idealistischen Motiven seiner Gefangenen hat, und sich nach seinen eigenen Worten auf den Standpunkt stellt: „Man befreit sich nicht mit Hilfe eines albernen Fetzens Papier aus

diesem Gefängnis, und nur darauf muß es mir als dem Offizier des Zaren ankommen."

Mit Hilfe dieses Mannes war es möglich, Josef Pilsudski von der Situation seiner Parteigenossen zu informieren und ihn von den vagen Möglichkeiten einer Befreiung in Kenntnis zu setzen.

Und nun beginnt eins der dramatischsten und gleichzeitig quälendsten Kapitel dieses merkwürdigen Lebens.

Josef Pilsudski wird wahnsinnig. Wenn ein uniformierter Wärter seine Zelle betritt, bekommt er einen Tobsuchtsanfall. Er lernt es, unter Aufbietung aller Willenskraft so zu toben, daß ihm Schaum vor den Mund tritt, sobald er eine russische Uniform sieht. Er leidet an ganz akutem Verfolgungswahnsinn, er ist ein schwerer Fall von Uniformkoller. Er nimmt keine Nahrung mehr, die ihm die Wärter bringen. Fast unverständlich, unter wildem Toben, stößt er abgerissene Sätze heraus, aus denen hervorgeht, daß alle Nahrung, die die uniformierten Henker des Zaren ihm vorsetzen, vergiftet sein muß. Nur gelegentlich ein hart gekochtes Ei in unversehrter Schale nimmt er zu sich.

Das klingt alles im ersten Augenblick noch einigermaßen harmlos. Aber in Wirklichkeit ist die Energieleistung einer solchen Simulation überhaupt nicht richtig zu ermessen. Man muß sich einmal vorstellen, was es heißt, in jedem Augenblick der vierundzwanzig Stunden des Tages genau zu wissen, mit welchem Ausdruck des simulierten Wahnsinns man grade jetzt auf diese oder jene äußere Situation reagieren muß. Man hat keine Ahnung, was es bedeutet, aus tiefem Schlaf bei der Nachtkontrolle zu erwachen und in derselben Sekunde sich so in der Gewalt zu haben, daß die Maske des Wahnsinns absolut fest und undurchlässig den wahren Menschen bedeckt.

Man wird ohne Übertreibung annehmen dürfen, daß neunzig Prozent aller Menschen nach längstens sechs Wochen einer solchen Selbsttortur tatsächlich wahnsinnig sein würden.

Josef Pilsudski, der Gefangene des zehnten Pavillons der Warschauer Zitadelle, hat monatelang ohne jede Unterbrechung den Wahnsinnigen gespielt, obwohl er sich sehr

bald völlig klar war, daß ihn vom tatsächlichen Wahnsinn nur noch eine ganz schmale Grenze trennte, die nur allzu leicht verwischt werden konnte.

Die Dauer dieser Tortur wurde dadurch bestimmt, daß die russischen Behörden zunächst hofften, der Wahnsinn Pilsudskis werde sich von selber so weit legen, daß man ihn doch noch vor Gericht stellen könne. Erst, als nach einer Reihe von Monaten sich kein Anzeichen der Besserung zeigte, ließ man sich darauf ein, einen bekannten Psychiater mit der Beobachtung des Gefangenen zu betrauen.

Die Parteigenossen, in deren Befreiungsplan dieser Augenblick der ärztlichen Behandlung eine ungeheuer wichtige Rolle spielte, waren schon fast verzweifelt. Aber sie atmeten auf, als tatsächlich der Direktor des Warschauer Irrenhauses, Professor Chabachnikow, den Auftrag erhielt, Pilsudski zu untersuchen. Chabachnikow, der ein ausgezeichneter Arzt war, stellte sehr bald fest, daß Pilsudski wohl tatsächlich nur simulierte, aber in den Unterhaltungen mit dem Gefangenen kam er zu der Überzeugung, daß es nur eine Frage der Zeit sein könne, bis aus dem bisherigen Simulanten tatsächlich ein Wahnsinniger werden würde. Da ihm überdies der Mensch Pilsudski und seine ungeheure Energieleistung imponierte, kam er zu dem Entschluß, ihm zu helfen.

Der erste Teil der Rechnung begann aufzugehen. Aber nochmals kam eine Enttäuschung. Professor Chabachnikow äußerte den russischen Behörden gegenüber den Wunsch, Pilsudski in seiner Klinik zu behandeln. Es sei, so meinte er, die Wahrscheinlichkeit gegeben, den Kranken in einer Spezialbehandlung in kurzer Frist so weit zu heilen, daß er als geistig normal vor Gericht gestellt werden könne.

Einerseits waren die russischen Behörden begeistert von der Aussicht, Josef Pilsudski doch noch in einem ordnungsmäßigen Verfahren aburteilen zu können. Auf der andern Seite hatten sie den Gefangenen nicht umsonst in den zehnten Pavillon gesetzt. Ihn der Gefangenenabteilung des Warschauer Irrenhauses anzuvertrauen, erschien zu unsicher. Wenigstens aus Polen heraus sollte der kostbare und gefährliche Kranke. Man wählte deshalb den Ausweg,

ihn in die Gefangenenabteilung des Petersburger Irrenhauses zur Behandlung zu überführen.

Wieder vergingen einige Wochen, bevor es der Partei gelang, unter den Mitgliedern ihrer Petersburger Ortsgruppe den geeigneten zuverlässigen Helfer für die Befreiung Pilsudskis zu finden. Schließlich fand er sich in der Person des jungen Psychiaters Dr. Mazurkiewicz, der die Aufgabe übernahm, die zweite und entscheidende Etappe des Befreiungsfeldzuges zu erreichen. Mazurkiewicz, der zwanzig Jahre später von dem dankbaren Pilsudski auf den Lehrstuhl für Psychiatrie an der Universität Warschau berufen wurde, konnte auf Grund der gesellschaftlichen Beziehungen seines Vaters durchsetzen, auf die Station des Petersburger Irrenhauses kommandiert zu werden, die Pilsudski beherbergte. Einige Wochen vergingen damit, ganz systematisch und allmählich Zivilkleidungsstücke in das Irrenhaus einzuschmuggeln und die übrigen notwendigen Vorbereitungen für die Flucht zu treffen.

Am 1. Mai 1901 sollte die Entführung stattfinden. Josef Pilsudski hatte in den vorhergehenden Wochen unter Aufbietung der letzten Reserven an Energie seine Rolle weitergespielt. Er war so herunter, so vollständig am Rande seiner Kräfte, daß er begann, in eine Art von dumpfer Apathie zu verfallen. Wochenlang hatte er kaum mehr Nahrung zu sich genommen. Wochenlang hatte er nur noch minutenweise zusammenhängend geschlafen. Er wußte selbst nicht mehr ganz genau, ob er tatsächlich im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte sei.

Sein Befreier, Dr. Mazurkiewicz, war ein junger Mensch, der zwar den besten Willen zur Ausführung der schweren und gefahrvollen Aufgabe mitbrachte, der aber nicht entfernt über die Nervenkraft verfügte, die zur reibungslosen Erledigung notwendig gewesen wäre.

Im letzten Augenblick drohten seine Nerven völlig zu versagen.

Es ist der Nachmittag des 1. Mai 1901. Die Korridore der Gefangenenabteilung des Petersburger Irrenhauses liegen still. Ein Teil des Wärterpersonals hat in diesen Stunden seinen Nachmittagsausgang. Für Petersburger

Verhältnisse scheint die Sonne recht warm an diesem Tage. Die Wachen dösen in der friedlichen Stille ein wenig vor sich hin.

Im Untersuchungszimmer der Gefangenenstation geht Dr. Mazurkiewicz ruhelos hin und her. Jetzt wäre der Moment da, auf den er Wochen hindurch hingearbeitet hat: er brauchte nur an den Schrank dort drüben an der gegenüberliegenden Wand zu gehen. Er brauchte ihn aufzuschließen, um die Zivilkleider, die dort unter einem alten weißen Ärztekittel versteckt liegen, unter seinen eigenen Kittel zu nehmen, und dann hinübergehen, den Korridor entlang, und dann rechts um die Ecke, bis zu der Zelle, in der in einer seltsamen Mischung von Apathie und irrsinniger Spannung Josef Pilsudski auf ihn wartet.

Tausendmal schon hat Dr. Mazurkiewicz sich diese Situation, diesen Moment, genau ausgemalt. Er könnte jede der notwendigen Handbewegungen beinahe im tiefen Schlaf tun. Wenn man ihn in der Nacht weckte, würde er ohne Besinnen genau aufzählen können, wieviel Schritte notwendig sind, von diesem Schrank mit den Zivilkleidern bis zur Zelle des Gefangenen Josef Pilsudski und von dort weiter die Korridore entlang, die Treppen hinab, durch die Tore auf die Straße. Er würde in der finstersten Nacht mit verbundenen Augen diesen Weg machen können. Er würde unter denselben Umständen draußen etwas abseits vom Seitenausgang der Anstalt den Wagen finden können, der um diese Minute bereits dort halten muß, um ihn und Josef Pilsudski so schnell zum Bahnhof zu bringen, daß sie beide noch den Zug nach Riga erreichen können, den sie nach dem genau vorbereiteten Fluchtplan benutzen müssen.

Das alles ist Hunderte und Aberhunderte von Malen überlegt und durchgesprochen worden. Aber jetzt in diesem Augenblick läuft der Dr. Mazurkiewicz in dem Untersuchungszimmer auf und ab, als ob er selber ein irrsinniger Gefangener wäre. Jetzt in diesem Augenblick erscheint ihm die tausendmal vorher überlegte Flucht völlig unmöglich zu sein. Auf einmal tauchen vor seinen Augen all die Kontrollen auf, denen man möglicherweise begegnen kann, nein, denen man ja eigentlich mit Sicherheit begegnen muß.

Es scheint ihm, daß die Zahl der Schritte, die getan werden müssen, plötzlich sich verzehnfache, verhundertfache, daß man stundenlang wird Spießruten laufen müssen, um die Freiheit zu erreichen. Es scheint ihm, als ob das alles eine völlige Unmöglichkeit sei.

Und in diesem Augenblick beginnen die Nerven vollständig zu versagen. Wie ist es doch? Er ist der einzige Mensch von all denen, die auf die Befreiung Josef Pilsudskis warten, der den Gefangenen seit Wochen gesehen hat. Die Parteifreunde draußen wissen aus seinen Schilderungen, wie nahe Josef Pilsudski tatsächlich der Grenze des Wahnsinns ist. Niemand würde es je erfahren, wenn er, der Dr. Mazurkiewicz, jetzt an den Schrank dort ginge, die Zivilkleider herausnähme, sie in dem Ofen in der Ecke verbrennen und nicht die genau abgezählte Zahl von Schritten bis zur Zelle Josef Pilsudskis gehen würde. Niemand würde ihm je nachweisen können, daß er die Unwahrheit spräche, wenn er morgen zu den Parteifreunden käme und ihnen sagte, es wäre sinnlos gewesen, den wirklich wahnsinnigen Pilsudski aus dem Irrenhause herauszuholen. „Josef Pilsudski wird Euch, der Partei und Polen niemals mehr nützen können. Die Nervenanspannungen dieses letzten Jahres haben seinen Geist zerrüttet." Wenn er dieses alles morgen sagt, so braucht er diesen furchtbaren Weg, der vor ihm liegt, nicht zu gehen.

Dem Dr. Mazurkiewicz bricht der Schweiß aus. Immer noch rennt er, selber halb wahnsinnig, im Untersuchungszimmer auf und ab. Er sieht auf die Uhr. Jetzt wartet der Wagen bereits seit genau sieben Minuten vergeblich an der verabredeten Stelle. Dr. Mazurkiewicz fährt zusammen und horcht hinaus. Es war nichts. Nur eine Täuschung der furchtbar erregten Nerven. Er horcht noch einmal. Er steht einen Augenblick ganz still und in sich versunken. Und plötzlich wird er sich ganz klar. Wenn er das tut, was er da eben überlegt hat, dann ist Josef Pilsudski mit Sicherheit in ganz kurzer Zeit wirklich wahnsinnig. Diese Enttäuschung wird er nicht mehr durchhalten können. Das wäre zu viel und er, der Dr. Mazurkiewicz, er, der polnische Patriot und Sozialist, wäre der Mörder des Führers der polnischen Patrioten und Sozialisten. Und

wenn es tausendmal niemand erfährt — er selber würde es ja wissen, und er würde mit der Last dieses Wissens und dieser Schuld durch ein sinnlos gewordenes Leben laufen müssen.

Der Dr. Mazurkiewicz ist jetzt ganz ruhig, als er an den Schrank geht. Seine Hand zittert nicht mehr, als er aufschließt. Alles, was er tut, tut er mechanisch wie unter einem Zwang. Er geht den Korridor entlang, und er erschrickt nicht vor dem hohlen Widerhall seiner Schritte. Er steht vor der Zelle Josef Pilsudskis und fährt nicht zusammen, als der Schlüssel beim Aufschließen häßlich und laut im Schlosse knirscht. Er öffnet die Tür und tritt ein. Vor ihm am Tisch, in sich zusammengesunken, sitzt Josef Pilsudski. Niemand, der nicht genau weiß, daß dieser Mann dort im fünfunddreißigsten Lebensjahre steht, würde ihn für jünger als fünfzig halten. Die letzten sechs Jahre der Arbeit am „Robotnik" und dieses allerletzte Jahr in der Zitadelle in Warschau und im Petersburger Irrenhause haben Josef Pilsudski ihren unverwischbaren Stempel aufgedrückt. Sein Gesicht ist hart und knochig. Unter den vorspringenden Augenbögen mit den buschigen Augenbrauen liegen die dunklen Augen tief und eingefallen. Sie haben in diesem Augenblick allen Glanz verloren. Starr und abwesend sind sie auf den Eintretenden gerichtet.

Keine Bewegung verrät, daß Josef Pilsudski den Dr. Mazurkiewicz als seinen Befreier aus der fürchterlichsten Situation seines Lebens in dieser Sekunde erkennt.

Das ist der letzte Augenblick furchtbarer Erschütterung und Spannung für den Arzt. Er zögert einen ganz kurzen Moment. Er weiß wirklich nicht genau, ob es nun nicht doch zu spät ist. Ob die Nervenbelastung dieser letzten vierundzwanzig Stunden für Josef Pilsudski nicht zu viel gewesen ist. Er zieht die Tür hinter sich zu. Er nimmt die Zivilkleider unter seinem Kittel hervor und legt sie wortlos vor Pilsudski auf den Tisch. „Los!" Ganz leise und kurz sagt er dies eine Wort und nichts weiter. Wieder sieht ihn Pilsudski mit einem seltsam leeren Blick aus den tiefliegenden Augen an. Dann geht ein leises Zittern durch seine Gestalt. Eine Sekunde lang dreht sich die ganze Zelle vor den Augen Josef Pilsudskis. Er glaubt, ohnmächtig

zu werden. Mit beiden Händen faßt er automatisch nach der Tischkante, um sich festzuhalten. Aber dann hat er sich wieder in der Gewalt. Die Nerven mögen in diesem letzten Jahr zu mikroskopisch feinen Fädchen geworden sein, die jeden Augenblick endgültig reißen können. Aber bisher haben sie gehalten. Und wenn sie jetzt noch genau zwölf Minuten länger halten, dann hat sich diese Tortur eines ganzen Jahres gelohnt.

In dieser letzten und vielleicht entscheidendsten Phase seines ganzen revolutionären Lebens bis zum Beginn des großen Krieges zeigt Josef Pilsudski, was eigentlich in ihm steckt. Er handelt nicht aus Überlegung. Er handelt nur aus dem Instinkt. Er fühlt, daß er sich selber jetzt unbedingt in die Gewalt bekommen muß, jetzt sofort und in diesem Augenblick, nicht um seiner selbst willen, sondern weil er, der Josef Pilsudski aus Zulow bei Wilna, noch eine Aufgabe vor sich hat. Er muß noch kämpfen für Polen und für den Sozialismus.

Es ist merkwürdig, daß manchmal in den angespanntesten Momenten des Lebens, in Situationen, in denen der Mensch eigentlich nichts anderes denken dürfte als die Aufgabe der gegenwärtigsten Gegenwart, ganz von ferne her irgendeine in diesem Augenblick scheinbar meilenweit liegende Überlegung dazwischen kommt und haften bleibt. Josef Pilsudski wird es sich nie erklären können, weshalb er in jener Sekunde am Nachmittag des 1. Mai 1901 in der Zelle der Gefangenenabteilung des Petersburger Staatsirrenhauses unbedingt so besonders eindringlich an jenen Punkt des Parteiprogramms der sozialdemokratischen Partei Polens denken mußte, der besagt, daß der Sozialismus nur in einem freien Polen verwirklicht werden dürfe.

In dieser Situation und in diesem Augenblick gewiß eine scheinbar völlig widersinnige Überlegung. Aber wer kann beurteilen, weshalb sie gerade in diesem Augenblick mit solcher Kraft auftreten mußte. Wer kennt die unsichtbaren Zusammenhänge in und um einen Menschen genau genug, um sagen zu können, das war wirklich sinnlos und überflüssig?

Und dann steht Josef Pilsudski ganz ruhig auf, streift die Gefangenenkleidung ab und zieht die Zivilkleidung über.

Mechanisch macht er dabei ein paar Bewegungen, um zu prüfen, ob alle Muskeln auch wirklich gehorchen. Dann nickt er dem Dr. Mazurkiewicz zu und dabei geht ein ganz feines Lächeln um seine Mundwinkel. Kein Wort als dieses eine „Los!" ist bisher zwischen den beiden Männern gesprochen worden. Es wird auch keines weiter gesprochen. Sie wissen beide genau, was nun kommt. Sie brauchen nicht mehr zu reden. Sie sind beide nach all dem, was vorhergegangen ist, ganz unaufgeregt und ruhig.

Sie gehen durch die Korridore und genau, wie vorher verabredet, spricht Dr. Mazurkiewicz seinen Begleiter beim Passieren der einzelnen Wachen laut mit dem Namen eines ihm befreundeten Mediziners an. Da die Posten vor genau einer halben Stunde abgelöst worden sind, können sie nicht wissen, ob der Dr. Mazurkiewicz, der ihnen ja bekannt ist, nicht schon während der Zeit der vorhergehenden Wache von einem andern Arzt Besuch erhalten hat. Sie nehmen an, daß der Dr. Mazurkiewicz seinen Bekannten bis an das Tor der Anstalt geleiten wird. Vielleicht wird er auch noch ein paar Schritte in der Sonne mit ihm auf- und abgehen. Lange wird es bestimmt nicht dauern, denn der Dr. Mazurkiewicz hat ja nachmittags Dienst. Er trägt ja auch seinen weißen Kittel. Er muß ja jeden Augenblick zurückkommen.

Genau zehn Minuten nachdem Dr. Mazurkiewicz die Zelle des Gefangenen betreten hat, ist Josef Pilsudski frei.

Der Feldherr

Es gehört zu den feststehenden Maximen der modernen polnischen Geschichtsschreibung, den polnisch-russischen Krieg von 1920 als einen Verteidigungskrieg des neuen Polen gegen das bolschewistische Rußland hinzustellen. In allen Darstellungen dieses merkwürdigen Krieges und ebenso in allen polnischen und französischen Biographien des Marschalls Pilsudski findet sich diese Darstellung mindestens in der Form, daß Pilsudski durch seine Offensive im Mai 1920 einem drohenden russischen Stoß nur um wenige Wochen zuvorgekommen sei, einem Stoß, der, wenn er geglückt wäre, nicht nur Polen, sondern wahrscheinlich

ganz Westeuropa der bolschewistischen Weltrevolution ausgeliefert hätte. Auch Josef Pilsudski selber vertritt diese These in seinem grundlegenden politisch-militärischen Werk über den Krieg des Jahres 1920 („Rok 1920", d. h. deutsch: Das Jahr 1920, erschienen in Warschau 1924). Dieses Werk stellt eine Art von Antwort auf die Veröffentlichungen des bolschewistischen Heerführers im russisch-polnischen Kriege, des Kommandanten Tuchatschewski, dar und stützt sich grade bezüglich der Gründe des Kriegsausbruchs auf gewisse Äußerungen des roten Generals, die davon sprechen, daß ein endgültiger Erfolg gegen Polen wahrscheinlich oder beinahe sicher das Übergreifen der bolschewistischen Revolution auf Mittel- und Westeuropa zur Folge gehabt hätte.

Diese ein wenig trockene Erörterung einer politisch-historischen Diskussion ist nicht unwichtig. General Tuchatschewski hat mit seiner Äußerung über die wahrscheinlichen Folgen einer endgültigen polnischen Niederlage im Jahre 1920 ohne Zweifel recht. Unrichtig aber ist und bleibt es, wenn die polnisch-französische Geschichtsdarstellung aus diesen Äußerungen den Nachweis zu ziehen versucht, daß Marschall Pilsudski im Frühjahr 1920 durch seine Offensive auf Kiew bewußt und gewollt Europa vor der roten Gefahr gerettet habe.

Das Gegenteil ist der Fall. Der polnische Stoß hatte nach dem klaren Wortlaut einer damals auf Wunsch des Marschalls Pilsudski gefaßten Entschließung des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten in Warschau folgenden Sinn: „Die endgültige Wiedergutmachung der in der Vergangenheit vorgenommenen Teilungen und die Beseitigung des Polen widerfahrenen geschichtlichen Unrechts." „Die polnische Republik", so heißt es in dieser Entschließung weiter, „verlangt die Volksabstimmung in den jenseits der gegenwärtigen polnischen Verwaltungsgrenzen liegenden Gebieten, die vor dem Jahre 1772 zu Polen gehörten." Dies und nicht die Abwehr einer unmittelbaren bolschewistischen Angriffsgefahr war der Grund für den Kriegsbeginn im Frühjahr 1920. In keiner der Biographien Pilsudskis, in denen seitenlang von der furchtbaren Gefahr die Rede ist, in der Polen und Europa im Frühjahr 1920 geschwebt

haben, findet sich ein Hinweis auf die Note, die die Regierung der Sowjet-Union Ende Januar 1920 an die polnische Regierung gerichtet hat und in der sie eine Zusammenarbeit Polens und Rußlands auf der folgenden Grundlage vorschlug:

1. Rußland erkennt die Unabhängigkeit Polens an.

2. Rußland beabsichtigt keine Angriffe gegen Polen. Die roten Truppen sollen, weder an der weißrussischen noch an der ukrainischen Front, die in diesem Augenblick gehaltene Linie überschreiten.

3. Die Sowjet-Regierung wird weder mit Deutschland noch mit einem andern Lande ein Abkommen treffen, das sich direkt oder indirekt gegen Polen richtet.

4. Der Rat der Volkskommissare erklärt, daß es keine territoriale oder wirtschaftliche Frage zwischen Polen und Rußland gibt, die nicht auf dem Wege friedlicher Verhandlungen gelöst werden könnte.

5. Der Rat der Volkskommissare ist bereit, dem Zentralvollzugsausschuß, der im Februar zusammentreten soll, die feierliche Bestätigung dieser Erklärung zu wiederholen.

Politisch-militärisch gesehen war diese Haltung Sowjet-Rußlands nichts weiter als die logische Folgerung aus der tatsächlichen allgemeinen Lage der Moskauer Regierung. Die Herren des Kreml hatten zu Beginn des Jahres 1920 ganz andere Sorgen als die eines neuen Krieges gegen Polen. Sie standen in der erbitterten Abwehr gegen die bewaffneten Interventionsversuche der Armeen des Admirals Koltschak in Sibirien, des Generals Denikin und später des Generals Baron Wrangel in der Ukraine und des Generals Judenitsch, der Petersburg bedrohte.

Dieser offensichtlichen Defensivhaltung Sowjet-Rußlands gegenüber steht fest, daß Marschall Pilsudski zu Beginn des Jahres 1920 einen Vertrag mit dem Hetman der Ukraine Petljura geschlossen hat, in dem sich Polen verpflichtete, die sowjet-russischen Truppen aus der Ukraine zu vertreiben. Im Rahmen der Resolution des auswärtigen Ausschusses in Warschau hatte Pilsudski darüber hinaus die Absicht, das ganze Wilnagebiet mit seiner weit über sechzig Prozent weißrussischen Bevölkerung für Polen zu annektieren.

Das sind die politischen Tatsachen, die dem polnisch-russischen Kriege von 1920 zugrunde liegen, und es ist eine sehr durchsichtige Geschichtsfälschung, wenn unter Verschweigung dieser Tatsachen der Versuch gemacht wird, den Marschall Pilsudski als den Retter Europas vor der bolschewistischen Flut hinzustellen. Sein imperialistischer Eroberungskrieg gegen Sowjet-Rußland hat vielmehr diese Gefahr für Polen und Europa erst heraufbeschworen. Das ist die historische Wahrheit, die man vergeblich immer wieder zu vertuschen versucht.

Um ein Bild von der Persönlichkeit Josef Pilsudskis als Feldherr zu gewinnen, ist es notwendig, sich ganz kurz die strategische Konzeption dieses polnisch-russischen Krieges zu vergegenwärtigen, dieses Krieges, der erstaunlicherweise in der breiten Öffentlichkeit Westeuropas kaum einen fühlbaren Erinnerungsniederschlag hinterlassen hat.

Aus den schon erwähnten politischen Absichten Pilsudskis ergab sich ganz klar die strategische Anlage der militärischen Operationen. Eine Hauptarmee in Stärke von acht Infanteriedivisionen, einer Sonderbrigade und vier Kavalleriebrigaden wurde zur Offensive auf die Ukraine mit dem strategischen Ziel Kiew angesetzt. Eine kleine Sicherungsgruppe wurde nördlich der Pripetsümpfe in Stellung gebracht, um Nordpolen gegen einen Entlastungsvorstoß der Russen zu decken. Nach der Eroberung von Kiew sollte eine zweite Offensive zur Okkupation Weißrußlands mit der Hauptstadt Minsk beginnen.

Die Gegenmaßnahmen der Russen sahen folgendermaßen aus: der politische Oberkommandant der roten Armee, Kamenew, glaubte, die polnische Offensive auf die Ukraine damit abwürgen zu können, daß er an der Nordfront unter der Führung des Kommandanten Tuchatschewski sehr starke Kräfte zusammenzog, deren südlichste Gruppe in Stärke von etwa zwei Divisionen beim Mozyr stand. Zur Sicherung der Ukraine diente im wesentlichen die Kavalleriearmee des roten Reitergenerals Budjenny.

Strategisch betrachtet, hätte dieser russische Aufmarsch tatsächlich wohl auch genügen müssen, um zum mindesten den Beginn der polnischen Offensive in der geplanten Art und Weise zu verhindern. Es liegt nämlich auf der Hand,

daß die Polen unter keinen Umständen zunächst so schnell bis Kiew hätten vorstoßen und danach beträchtliche Kräfte für die Verstärkung ihrer nördlichen Armeeabteilung freimachen können, daß nicht inzwischen die Russen mit starker nördlicher Rechtsumfassung einen unter Umständen lebensgefährlichen Vorstoß gegen das Herz Polens hätten unternehmen können.

Daß Josef Pilsudski als Oberkommandierender der polnischen Armee trotzdem am 25. April nach dem festgesetzten polnischen Operationsplan den Angriff auf Kiew begann, zwingt also zu dem Schluß, entweder daß der polnische Nachrichtendienst ungewöhnlich schlecht funktionierte oder daß Pilsudski als verantwortlicher Heerführer nicht in der Lage war, die Gefahr der Situation richtig zu übersehen.

Man kann zu seiner Entlastung den Ausgang des Krieges in diesem Augenblick noch nicht heranziehen, weil Pilsudski ja unter keinen Umständen mit den geradezu selbstvernichtenden operativen Fehlern des russischen Heerführers rechnen konnte, die schließlich in der ersten Hälfte des August begangen worden sind. Man wird also auch bei ganz objektiver Beurteilung der Lage das Urteil über die militärische Fähigkeit des polnischen Marschalls zu Beginn der Operation dahin zusammenfassen müssen, daß Pilsudski, beseelt und vorwärts getrieben von dem besinnungslosen Ehrgeiz seines brennenden Nationalismus, ein militärisches Va-Banque-Spiel begann, dessen Aussichten keineswegs besonders günstig für ihn standen.

Wenn es aber zutrifft, daß, wie Moltke meint, die Strategie von einem gewissen Zeitpunkt der Operationen an immer nur ein System der Aushilfen sein kann, so hat Josef Pilsudski, der sich übrigens in seiner literarischen Diskussion mit seinem Gegner Tuchatschewski wiederholt auf Schlieffen beruft, dennoch den Beweis geliefert, daß er ein wirklicher Feldherr gewesen ist. Ein Feldherr, der sich vielleicht weniger aus der Fülle eines militärisch-strategischen Wissensgutes den schwierigsten Situationen gewachsen zeigte, als durch die eiserne Nervenkraft und den durch nichts zu erschütternden Willen zum Kampf und zum Siege, durch diesen selben Willen und diese selbe Energie, die er bei vielen anderen entscheidenden Gelegenheiten seines bewegten Lebens immer wieder gezeigt hat.

Der Verlauf des russisch-polnischen Krieges ist vielleicht der beste Beweis dafür, daß die menschliche Persönlichkeit des Feldherrn in den wirklich entscheidenden Situationen mehr bedeutet als militärisches Wissen, daß der eiserne Wille zum Siege und die Fähigkeit, selbst aus einer geschlagenen Truppe durch die eigene Willenskraft noch positive Leistungen herauszupressen, mehr wert ist, als etwa die unbestreitbare feine strategische Schulung des jüngeren Moltke.

Für diese Behauptung ist aus dem Verlauf des russisch-polnischen Krieges die letzte und schicksalsschwerste Phase der beste Beweis.

In der ersten Augusthälfte 1920 kann kein vernünftiger Mensch für das Schicksal Polens auch nur einen Rubel setzen. Es war alles genau so gekommen, wie man es von Anfang an mit ziemlicher Sicherheit voraussehen konnte. Die Eroberung von Kiew war ein Spaziergang gewesen. Die polnischen Hauptkräfte waren ein paar hundert Kilometer von ihrer eigentlichen Operationsbasis abgezogen worden. Tuchatschewski hatte im Norden planmäßig in zwei Stößen seine Gegenoffensive begonnen. Die schwachen polnischen Kräfte, die ihm gegenüberstanden, waren vernichtend geschlagen worden. Sie hatten starke Verluste an Gefangenen und Material gehabt. In wenigen Wochen waren die Polen um rund 450 Kilometer in teilweise wilder Flucht nach Westen zurückgeworfen worden. Ganz Nordpolen befand sich in der Hand der Russen. Rote Kavallerie stand unweit von Graudenz. Die Hauptstadt Warschau war in ziemlich engem Bogen von drei Seiten her, nämlich von Osten, Norden und Westen, abgeschnitten. Für den 15. August hatte General Tuchatschewski die Einnahme von Warschau angesetzt.

In dieser absolut verzweifelten Situation, in der selbst die ältesten und zuverlässigsten Mitarbeiter des Marschalls das Ende Polens für gekommen hielten, verlor Josef Pilsudski nicht einen Moment die Nerven.

Es kann in diesem Zusammenhange unerörtert bleiben, welche Rolle der französische General Maxime Weygand auf die Gestaltung des entscheidenden polnischen Operationsplanes ausgeübt hat. Die Biographen Pilsudskis stellen

sich durchweg auf den Standpunkt, daß der Plan für die entscheidende Schlacht bei Warschau allein von Pilsudski entworfen und durchgeführt worden sei. Sie berufen sich dabei in erster Linie auf eine Äußerung von Weygand selbst, der in einem Interview für die Pariser Zeitung „L'Information“ vom 21. August 1920 folgendes erklärt hat: „Ich möchte mit aller Entschiedenheit darum bitten, in der Öffentlichkeit festzustellen, daß dieser Sieg, der Warschau befreit hat, ein polnischer Sieg ist. Die militärischen Operationen wurden von polnischen Generalen durchgeführt und folgten einem polnischen Plan.“ Ein gewisses, nicht unbezeichnendes Licht wird dieser Äußerung französischer Bescheidenheit allerdings durch den folgenden Satz des Generals Weygand aufgesetzt: „Frankreich hat selbst so viel militärischen Ruhm gesammelt, daß es nicht nötig hat, sich den Ruhm anderer anzueignen.“

In diesem Zusammenhang ist die Frage nach dem Ursprung des Operationsplanes für die als das „Wunder an der Weichsel“ in der Geschichte bekannte Schlacht bei Warschau nicht entscheidend. Entscheidend ist einzig und allein, daß die Durchführung des auf einem unverständlichen operativen Fehler des russischen Führers basierenden Schlachtplanes mehrere Tage lang allein von der Nervenleistung Josef Pilsudskis abhing. Mögen andere vielleicht den Schlachtplan entworfen haben, er hat mit seinen Nerven und mit dem Einsatz seiner brutalen Energie die Schlacht gewonnen. Das ist das Entscheidende und für seine Beurteilung als Feldherr schließlich allein Ausschlaggebende.

Der Plan zur Befreiung Warschaus aus der eisernen roten Umklammerung war nur darauf aufgebaut, daß, in beträchtlicher Entfernung von der Hauptstadt mit der Front nach Norden gerichtet, eine starke polnische Stoßtruppe am 17. August den Vormarsch beginnen sollte, um den völlig ungedeckt in der Luft hängenden südlichen linken Flügel der russischen Angriffsarmee, die vor Warschau kämpfte, in der Flanke und im Rücken zu fassen und die Russen nach Norden hin aufzurollen.

Das klingt sehr einfach und logisch. In der dramatisch angespannten Wirklichkeit dieser blutigen Augusttage wurde die Durchführung fast zur Unmöglichkeit. Die Stadt War-

schau selbst, die in den vorhergehenden Wochen notdürftig befestigt worden war, wurde von Pilsudskis treuestem Mitkämpfer, dem General Sosnkowski verteidigt. Auf ihn, den klugen und energischen Mitorganisator der jungen polnischen Armee, konnte sich der Marschall am sichersten verlassen. Von all seinen Generalen war Sosnkowski derjenige, der in dem Zusammenbruch des Juli und der ersten zehn Augusttage eigentlich immer den Kopf oben behalten hatte.

Am 15. August trifft Pilsudski bei der neu formierten Angriffsarmee im Süden der Hauptstadt ein. Noch sind nicht alle vorgesehenen Kräfte dieser Gruppe zusammengezogen. Teilweise kommen die Formationen fast völlig aufgelöst durch beinahe sinnlose Gewaltmärsche in den vorgesehenen Aufmarschräumen an. Es sind mindestens achtundvierzig Stunden erforderlich, um aus diesen Haufen von todmüden, verhungerten und niedergeschlagenen Menschen durch etwas Ruhe wieder eine einigermaßen schlagkräftige Truppe zu machen.

Mitten in diese wichtige Spanne der letzten Vorbereitung für den entscheidenden Stoß trifft die Nachricht von der unmittelbar bevorstehenden Einnahme der Hauptstadt durch die Russen. Rote Kavalleriepatrouillen sind bis an die Weichselbrücke vorgestoßen. Eine wilde Panik droht in der Hauptstadt auszubrechen. Dicht vor den Toren tobt seit Tagen eine verzweifelte Schlacht, die Vorstädte liegen teilweise unter dauerndem schwerem Artilleriefeuer. Die Ministerien haben die wichtigsten Staatsakten bereits in Kisten verpackt und auf dem Bahnhof in Zügen verstaut, die dauernd unter Dampf gehalten werden, um auf der einzigen noch freien Strecke nach Süden fliehen zu können. Das Schicksal Warschaus, und damit wahrscheinlich Polens, scheint nur noch an einem winzig dünnen Faden zu hängen. Selbst Sosnkowski verliert die Nerven. Er jagt ein Telegramm nach dem andern in das Hauptquartier Pilsudskis und bittet ihn immer flehentlicher, doch die geplante Offensive um achtundvierzig Stunden früher beginnen zu lassen als vorgesehen. Er könne die Hauptstadt nicht länger halten.

Josef Pilsudski hat seit Tagen auch nicht eine Minute mehr geschlafen. Sein ohnehin ungeheurer Zigarettenverbrauch ist auf einige hundert Stück am Tage gestiegen.

Er ist überall und nirgends. Seine Offiziere und Soldaten glauben, daß in ihren Marschall der Teufel gefahren ist. Aber er, er allein, verliert die Nerven nicht. Er weiß, daß der seidene Faden, an dem das Schicksal Polens hängt, seine Nerven sind. Er weiß, daß der Angriff, auch nur zwölf Stunden zu früh begonnen, scheitern kann und wahrscheinlich scheitern muß, weil ihm dann einfach seine totgehetzten Freiwilligen bei den notwendigen Gewaltmärschen besinnungslos im Straßengraben liegen bleiben. Es nützt nichts, wenn er zu früh marschiert und seine Divisionen nicht einigermaßen geschlossen bis an den Feind heranbringt. Sollen die Leute in Warschau sich noch vierundzwanzig Stunden länger ängstigen! Es ist wichtiger, daß seine Soldaten zwölf Stunden schlafen können, um dann das zu leisten, was die große Wendung bringen soll.

Er jagt ein Telegramm an Sosnkowski zurück, das nichts weiter enthält als die lakonische Mitteilung, daß der große Angriff an dem Tage und zu der Stunde beginnen werde, wie es vorgesehen ist. Sosnkowski ist völlig verzweifelt. Er versteht in diesem Augenblick seinen alten Freund und Führer nicht mehr. Er weiß, daß Pilsudski es grob abgelehnt hat, auf den Vorschlag Weygands einzugehen, der Warschau vorübergehend den Russen überlassen wollte, um westlich der Weichsel in Ruhe die zusammengebrochene polnische Armee neu zu formieren. Er weiß, daß Pilsudski die Hauptstadt nicht preisgeben will, weil das psychologisch der Todesstoß für die Widerstandskraft des polnischen Volkes sein würde. Und grade deshalb versteht er nicht, daß Pilsudski scheinbar jetzt Warschau doch noch im letzten Augenblick preiszugeben gewillt ist.

Drei Tage später ist er eines Besseren belehrt. Pünktlich auf die Minute hat Josef Pilsudski seinen Vormarsch nach Norden angetreten. In einem vierundzwanzigstündigen Gewaltmarsch, den die einigermaßen ausgeruhte Truppe noch grade zu leisten imstande war, hat er die linke Flanke der Russen gefaßt und zurückgeworfen. Die angespannte Angriffstruppe des Generals Tuchatschewski, auf der die Hauptlast des Kampfes um die polnische Hauptstadt in den letzten Tagen gelegen hat, ist völlig überrascht und wird verhältnismäßig leicht geschlagen. In ihre Flucht

nach Norden werden große Teile der übrigen intakten russischen Armee hineingezogen.

In genau der gleichen Schnelligkeit, wie die rote Flut auf Warschau zubrandete, rollt sie jetzt in gänzlich regelloser Flucht nach Norden und Nordosten zurück. Der polnische Stoß, geführt von Josef Pilsudski, wurde in der Sekunde wirksam, die die entscheidende für den ganzen Verlauf des Feldzuges war. Früher konnte der Stoß nicht wirksam werden, später hätte er nichts mehr geholfen. Diesen einen Moment richtig erfaßt, nicht zu früh und nicht zu spät losgeschlagen, aus einer objektiv ohne Zweifel nicht erstklassigen Truppe zu diesem Zweck eine beinah unmöglich erscheinende Leistung herausgeholt zu haben: das ist die Feldherrnleistung Josef Pilsudskis. Das ist — abgesehen von den erstaunlichen operativen Fehlern der russischen Führung — das „Wunder an der Weichsel".

Die große Chance des Sozialisten

Josef Pilsudski ist der erste Marschall Polens. Das polnische Parlament hat nach berühmten französischen Vorbildern eine Tagesordnung angenommen, die den Wortlaut hat: „Der Bürger Josef Pilsudski hat sich um Polen wohl verdient gemacht." Bis zum Herbst des Jahres 1922 hat der Marschall gleichzeitig die Geschäfte des Staatschefs geführt. In diese Zeit fällt die Annexion von Wilna. In diese Zeit fallen die oberschlesischen Aufstände. Die Grenzen Polens liegen einigermaßen fest. Sie sind viel weiter gesteckt, als Josef Pilsudski selbst es früher in seinen kühnsten Träumen zu hoffen gewagt hat. Heute will man es in Warschau nicht mehr gern wahr haben, daß noch im Jahre 1919 Josef Pilsudski gar nicht daran gedacht hat, Ansprüche auf Oberschlesien geltend zu machen. All das ist ebenso wie die Tatsache der Wiedergeburt Polens dem polnischen Volk eigentlich mehr oder weniger in den Schoß gefallen, wenn auch die Gerechtigkeit gebietet anzuerkennen, daß der fanatische nationale Lebenswille des polnischen Volkes, wie er sich in seinen großen Freiheitsdichtern und seinen großen Revolutionären, von Kocziusko bis zu Pil-

sudski offenbart, die innere Voraussetzung für die Schaffung eines neuen selbständigen Polens gewesen ist.

Gegen Ende des Jahres 1922 glaubt Josef Pilsudski die Zeit gekommen, sich nach dreißig Jahren ständigen Kampfes für die nationale Wiedergeburt seines Vaterlandes ein wenig ausruhen zu dürfen. Auf seinen Wunsch wählt das Parlament am 9. Dezember 1922 den alten sozialistischen Freund und Mitkämpfer des Marschalls, Professor Gabriel Narutowicz, zum Präsidenten der Republik Polen. Die Wahl erfolgte durch die Linksmehrheit von Sejm und Senat. Genau zehn Tage später wird Präsident Narutowicz von einem den Rechtsparteien angehörenden jungen Studenten auf offener Straße ermordet.
Es ist nicht uninteressant, daß einer der Biographen Pilsudskis den Nachfolger von Narutowicz einen Exsozialisten nennt, der ein gemäßigter Radikaler und, wie es im französischen Text dieser Biographie heißt, „un apôtre du cooperatisme“ geworden sei. Aber noch wird dieser Mann, Stanislaus Wojciechowski, mit derselben Mehrheit zum Präsidenten gewählt.

Pilsudski hat Jahre hindurch den Schlag, den ihm der scheinbar sinnlose Mord an seinem Freunde Narutowicz versetzt hatte, nicht überwunden. Damals zuerst begann er an seinem Volk, für das er ein Menschenalter gekämpft und gelitten hatte, zu zweifeln. Er wurde bitter und zog sich aus der Öffentlichkeit immer mehr zurück. Er räumte seinen innerpolitischen Gegnern von der Rechten für lange Zeit beinahe kampflos das Feld.

Es ist in diesem Zusammenhange wichtig zu bedenken, daß Josef Pilsudski noch immer als der Mann der Linken, als der alte Sozialist galt. Wenn er sich auch bereits 1906 von der radikal-international eingestellten Richtung innerhalb der polnischen Sozialdemokratie, die damals unter Führung von Rosa Luxemburg stand, getrennt hatte, so glaubte er doch selber, seiner ganzen sozialistischen Vergangenheit treu geblieben zu sein. In gewissem Sinne ist das auch ohne Zweifel der Fall. Er hatte für seine Person jenen alten Programmpunkt der P.P.S., der festlegte, daß der Sozialismus nur in einem freien Polen durchgeführt

werden dürfe, wenigstens in seinem ersten Teil zu hundert Prozent erfüllt. Er hatte das freie Polen geschaffen und ausgebaut.

Und hier an diesem Punkte setzt der innere Bruch ein. Die sinnlose Ermordung seines Freundes Narutowicz trennte ihn von seinem Volk, anstatt ihn vorwärts zu reißen zur Verwirklichung des zweiten Teiles des alten sozialistischen Programms. Aber noch glaubten die Massen an ihn. Noch wußten die Alten und lernten von ihnen die Jungen, daß Josef Pilsudski ein sozialistischer Revolutionär gewesen sei, daß er als Sozialist, als polnischer Sozialist die furchtbare Zeit in der Zitadelle von Warschau durchgemacht habe. Noch war nichts endgültig verschüttet.

Im Gegenteil! In den folgenden Jahren wuchs der Glaube des Volkes an den großen Mann Polens, der sich grollend nach dem kleinen Villenstädtchen Sulojowek, nicht weit von Warschau, zurückgezogen und das Belvedere-Schloß andern überlassen hatte. Nur ganz gelegentlich trat Josef Pilsudski während dieser Zeit hervor, meist dann, wenn die auf die Rechte und die persönlichen Gegner Pilsudskis sich stützenden Regierungen innerhalb der Armee eine Personalpolitik betrieben, durch die die alten Getreuen des Marschalls mehr und mehr benachteiligt und in den Hintergrund gedrängt wurden.

Die regierenden Herren in Warschau merkten nicht oder wollten nicht merken, daß ihr Spiel eines reaktionären Parlamentarismus langsam ein Gewitter zusammenbraute, das sich eines Tages unheilvoll über ihren Häuptern entladen mußte. Besonders seit Ende 1923 der Marschall auch seine letzten aktiven militärischen Aemter zur Verfügung gestellt hatte, glaubten sie, mit Pilsudski als einem ernsthaften Faktor der polnischen Politik nicht mehr rechnen zu müssen. Sie sollten sich gründlich getäuscht haben.

Im Offizierskasino des Truppenübungsplatzes Rembertow, ein paar Kilometer von Warschau und ebenso weit von Sulojowek entfernt, ist am Abend des 11. Mai 1926 großer Betrieb. Die Leutnants des siebenten Ulanenregiments, das hier zu Übungen im Regimentsverband zusammengezogen ist, sind in ausgezeichneter Stimmung. Mit viel Schnaps und beinahe ebenso viel weisen Reden

wird ein Zeitungsartikel immer wieder herumgereicht. Es ist noch immer so gewesen auf dieser Welt: ein Leutnant, der stolz auf seine Uniform ist, freut sich, wenn einmal den verfluchten Zivilisten richtig die Wahrheit gesagt wird. Und das ist in diesem Artikel geschehen. Mit Kraftausdrücken, wie sie in dieser Vollendung nur ein alter Soldat beherrscht, hat der große Marschall Josef Pilsudski am Tage vorher in einem Warschauer Blatt der eben neu gebildeten Regierung, an deren Spitze der Großbauer Witos steht, den Spiegel vorgehalten. Den jungen Ulanenoffizieren sind die politischen Kulissenschiebereien, die dieser Regierungsbildung vorangegangen sind, durchaus nicht in allen ihren höchst widerwärtigen Einzelheiten klar. Dafür aber verachten sie von Herzen diesen dicken Bauern Witos mit seinen großen roten Fäusten, diesen Bauern, der im Parlament und in den feinsten Lokalen Warschaus ohne Kragen herumläuft, diesen Bauern, der ihnen unwürdig erscheint, Polen zu regieren.

Die Ordonnanzen haben stramm zu tun, um immer wieder die Schnapsgläser zu füllen, die beim Diskutieren und Schimpfen schnell geleert werden.

Vor einen jungen Rittmeister tritt in strammer Haltung eine Ordonnanz: „Herr Rittmeister werden am Telephon verlangt." Der Verlangte steht ein wenig ärgerlich auf, wahrscheinlich wird das wieder einmal seine Warschauer Freundin sein, und er wird ihr sagen müssen, daß er in den nächsten Tagen von hier unter keinen Umständen sich für den Abend frei machen kann. Es sind Nachtübungen angesetzt. So viel er weiß, hat er ihr das doch erst gestern gesagt, als sie schon einmal anrief. Etwas ärgerlich geht er hinaus und nimmt den Telephonhörer in die Hand.

Der Anruf kommt aus Warschau. Aber es ist nicht die Freundin. Am andern Ende der Strippe tönt eine aufgeregte, ein wenig heisere Stimme. Im ersten Augenblick erkennt er sie nicht. Dann weiß er, es ist sein bester Freund, der zur Zeit Dienst beim Generalstab in Warschau tut. Er kommt nicht dazu, seiner Verwunderung über den späten Anruf Ausdruck zu geben. Was er hört, durchfährt ihn wie ein elektrischer Schlag. Der Ärger, der Schnapsdunst, das alles ist plötzlich wie weggewischt. Er versteht

nicht ganz die Zusammenhänge. Das einzige, was ihm in diesem Augenblick haften bleibt, ist die Mitteilung, daß dringende Lebensgefahr für den Marschall besteht. Aus Warschau sind ein paar hundert Angehörige von rechtsgerichteten Schützenverbänden und wohl auch Studenten unterwegs, um in Sulojowek vor der Villa des Marschalls gegen Pilsudski zu demonstrieren. Das hängt irgendwie mit dem Zeitungsartikel zusammen, den er eben erst hier gelesen hat. Die Regierung beabsichtigt vielleicht sogar, den Marschall verhaften zu lassen.

Der Warschauer Generalstabsoffizier will grade noch zu irgendeiner längeren wohlformulierten Instruktion ansetzen, da bricht die Verbindung kurz ab. Der Rittmeister hat den Hörer auf die Gabel geworfen. Er braucht jetzt keine Instruktionen. Er ist ein Soldat seines Marschalls. Und er handelt genau so, wie er handeln muß.

In das Stimmengewirr und den Zigarettendunst des Kasinozimmers knallt kurz das scharfe Kommando: „Ruhe", als der Rittmeister wieder im Zimmer steht. Mit ein paar schnellen abgerissenen Sätzen berichtet er den stumm gewordenen Kameraden, was er gehört hat. Er schließt mit den Worten: „Bitte die Herren zu ihren Schwadronen. Du" — er nickt zu dem Regimentsadjutanten herüber — „holst gefälligst deinen Kommandeur aus dem Bett. Ich denke, drei Schwadronen können in zwanzig Minuten nach Sulojowek abreiten."

Wenig mehr als zwei Stunden sind seit dem Telephongespräch zwischen Warschau und Rembertow vergangen. Die Ulanen mit ihrem Kommandeur an der Spitze sind nach Sulojowek gejagt. Es ist geschossen worden. Niemand weiß genau, was aus den Studenten und den andern Demonstranten geworden ist. Alles war irgendwie unwirklich und spukhaft. Das einzig Reale ist der Staub auf den Stiefeln und Röcken der Offiziere, die nun im Arbeitszimmer Pilsudskis vor ihrem Marschall stehen. Sie stehen in ehrfürchtig unbeweglicher Strammheit, während ihr Kommandeur dem Marschall von dem Meldung macht, was sich hier soeben zugetragen hat. Stumm sieht der Marschall auf die erhitzten und staubbedeckten Offiziere. Den Kommandeur kennt er. Er kennt ihn gut. Es ist einer von seinen alten

Legionären der ersten Brigade, von denen, an deren Spitze er, Josef Pilsudski, im August 1914 den bewaffneten Kampf um die Freiheit Polens aufgenommen hat.

Der Marschall sieht das Gesicht. Er sieht den Mann, und vor seinem inneren Auge steht ein Bild aus jenen Augusttagen des Jahres 1914.

Die Legionäre hatten die Grenze zwischen Galizien und Kongreßpolen weit vor der österreichischen Vorhut überschritten. Sie waren auf dem Marsch nach Kielce. Es hatte ein kurzes Gefecht mit einem kleinen russischen Detachement gegeben. Am Straßenrand liegt ein junger schwerverwundeter russischer Soldat. Eine Kugel hat ihm die Brust durchbohrt. Mühsam atmet der Schwerverletzte, und bei jedem Atemzug treten kleine Bläschen blutigen Schaums auf seine Lippen. Ein schwerer Lungenschuß also. Pilsudski tritt an den Verwundeten heran. Der macht eine verzweifelte Anstrengung und pfeifend kommt von seinen Lippen die Frage: „Ist es wahr, daß Sie auch aus Litauen sind?"

„Ja", antwortete Pilsudski. „Ich bin aus Litauen. Aus der Umgegend von Wilna."

„Ich", sagte der Verwundete, „bin aus Grodno. Mein Name ist Stetkiewicz. Wie heißen Sie?"

„Pilsudski. Auf dem Gymnasium in Wilna hatte ich einen guten Freund mit Namen Stetkiewicz."

Der Schwerverwundete wendet Pilsudski ganz langsam den Kopf zu. Er sieht ihn aus schon halb gebrochenen Augen an, die sich jetzt langsam mit Tränen füllen. „Mein Vater", murmelt er ganz leise.

Der Marschall sieht dieses Bild mit schauerlicher Deutlichkeit vor sich, aus einer Zeit, wo um der Freiheit des Vaterlandes willen Polen auf Polen schießen mußten, wo er das Kommando zum Feuer gab, von dem er nie wissen konnte, wieviel polnische Brüder die Opfer der Kugeln sein würden.

Wie ist heute die Situation? Die Opfer von damals, diese verfluchten Folgen der Sklaverei seines Volkes mußten gebracht werden. Sie haben ihre Früchte getragen. Aber heute? Polen ist frei. Seine Grenzen sind weit gesteckt. Alles ist in bester Ordnung. Ist es wirklich in Ordnung?

Ist Polen nicht nur äußerlich frei? Gab es nicht einmal eine Zeit, in der die Freiheit Polens nur der erste Teil des Lebenszieles eines begeisterten jungen Revolutionärs war?

Heute herrschen in Polen Parteien, Parlamente, Korruption, Niedertracht und Intriguen. Der Wahnsinn, der Widersinn sind so weit gegangen, daß ein Verblendeter auf offener Straße den gewählten Präsidenten des polnischen Volkes niedergeschossen hat. Der Wahnsinn und der Widersinn haben heute abend dazu geführt, daß ein paar hundert verblendete polnische Volksgenossen gesonnen waren, gegen den ersten Marschall Polens, gegen Josef Pilsudski, der sich „um unser Vaterland wohlverdient gemacht hat", mit Gewalt vorzugehen.

Der Marschall sieht auf die Offiziere, die vor ihm stehen, und er empfindet wohl, daß sie von ihm mehr als nur einen Dank für ihr Eingreifen erwarten. Daß sie hier stehen und auf eine Tat warten. Auf eine Tat, die das freie Polen wirklich befreit. Die es sauber macht von allem Unsaubern, das in diesen letzten Jahren wie Unkraut auf der heiligen Erde des Vaterlandes gewuchert hat.

Aber diese Tat wird wieder Blut kosten. Pilsudski kennt den stiernackigen Bauern Witos gut genug, um nicht genau zu wissen, daß er freiwillig seinen Posten nicht räumen wird. Pilsudski weiß, daß in den letzten Jahren selbst in der Armee, in seiner Armee an leitende Stellen Männer gekommen sind, die ihm feindlich gegenüberstehen. Zwar kommandiert in Posen sein alter Freund General Sosnkowski, und an der Spitze der Truppen in Wilna steht der Eroberer von Kiew, General Ridz-Smigly. Auch Zeligowski, der alte Frondeur, der Wilna dem Völkerbund abgetrotzt hat, ist noch da. Aber was nützt das alles, wenn wieder Polen auf Polen schießen müssen? Wenn wieder jede Kugel den Bruder trifft?

Doch es geht um die Freiheit. Nicht mehr um die Freiheit des Staates. Es geht um die Freiheit des Volkes. Seine Soldaten haben ihn, den Marschall, seit vielen Jahren nicht anders genannt, als den „Großvater". Pilsudski fühlt sich in diesem Augenblick als der Großvater seines polnischen Volkes, und so schwer es ihm fällt, so furchtbar deutlich das Bild des sterbenden Sohnes seines alten Schulfreundes

vor seinen Augen steht, dieses jungen Stetkiewicz, der von den Kugeln seiner polnischen Legionäre gefällt wurde, — er weiß, er fühlt, daß er noch einmal handeln muß. Er wird sich an die Spitze aller derer stellen, die für ein sauberes Polen zu fechten bereit sind. Er wird marschieren, und er wird in Warschau und im Belvedere-Schloß einziehen. Der Großvater wird selbst noch einmal den Besen in die Hand nehmen zum Großreinemachen.

Die nächsten Tage rollen wie ein furchtbar blutiger Sensationsfilm ab. An der Spitze einiger Regimenter marschiert der Marschall gegen die Hauptstadt. Ministerpräsident Witos und der Staatspräsident Stanislaus Wojciechowski setzen mit Unterstützung des Kriegsministers General Rozwadowski und des zwei Jahre später auf mysteriöse Weise verschwundenen Generals Zagurski die Hauptstadt in Verteidigungszustand. Ehe die Feindseligkeiten beginnen, kommt es zu einer dramatischen Begegnung zwischen dem Staatspräsidenten und dem Marschall auf der großen Poniatowski-Brücke, die das eigentliche Warschau mit der Vorstadt Praga verbindet.

Nur wenige Worte werden bei dieser Gelegenheit zwischen den beiden Männern gewechselt. Es kommt zu keiner Einigung, und der blutige Kampf beginnt. Am Abend des 12. Mai 1926 ist das Palais Radziwill, der Sitz des Ministerpräsidiums, in den Händen der Truppen Pilsudskis. Der Marschall macht noch einmal eine Art von Verhandlungsangebot, das von Witos und Wojciechowski im Belvedere-Schloß abgelehnt wird, nachdem General Rozwadowski die Erklärung abgegeben hat, daß am nächsten Morgen der Regierung genügend Truppen zur Verfügung stehen würden, um den meuternden Marschall aus Warschau zu verjagen.

Tatsächlich sind auch auf den Alarmbefehl der Regierung aus allen Teilen des Landes Regimenter nach Warschau zusammengezogen worden. Aber der größte Teil von ihnen geht mit fliegenden Fahnen zu Pilsudski über, und der nächste Morgen sieht den Marschall an der Spitze von nicht weniger als fünfzehn Regimentern, denen die Regierung nur etwa vier bis fünf Regimenter entgegenzusetzen hat. Trotzdem geben Witos und Rozwadowski den Kampf nicht auf. Es

kommt an vielen Stellen der Stadt Warschau zu furchtbar blutigen Kämpfen. Die schwersten Opfer hat die Zivilbevölkerung jener Straßenzüge zu bringen, in denen sich die Brennpunkte des Kampfes konzentrieren. Erst am Abend des Dreizehnten ist auch das Belvedere-Schloß in der Hand Pilsudskis. Witos und Wojciechowski können zwar fliehen, aber sie geben den Widerstand auf und legen ihre Ämter nieder. Marschall Pilsudski ist der Herr der Hauptstadt.

Er ist der Herr der Hauptstadt, aber keineswegs der Herr von ganz Polen. Der Kommandant der galizischen Truppen, General Sikorski, hat es abgelehnt, auch nur ein Bataillon zur Unterstützung des Marschalls nach Warschau zu entsenden. Er steht Gewehr bei Fuß und begründet sein Verhalten damit, daß die Truppen in Galizien verbleiben müßten, um den Ausbruch von Revolten der ukrainischen Bauernbevölkerung zu verhindern.

In Posen, der Hochburg der Pilsudski feindlichen Rechtspartei der Nationaldemokraten, macht General Sosnkowski, der alte Freund und Mitkämpfer Pilsudskis, einen Selbstmordversuch, als seine Regimenter zusammen mit den rechtsradikalen Studenten der Posener Universität sich zum Marsch gegen Warschau und gegen den Marschall bereit machen. Die blutigen Kämpfe in der Hauptstadt scheinen nur ein schwacher Auftakt dessen gewesen zu sein, was jetzt einzutreten droht.

In diesem Augenblick, in dem die erst vor kurzem errungene Einheit des polnischen Staates auf ihre härteste und schwerste Probe gestellt ist, in diesem Augenblick, in dem die reaktionäre Rechte ohne Rücksicht auf die furchtbaren Gefahren, die ihr Vorgehen für das ganze Land im Gefolge hat, einen Bürgerkrieg vorzubereiten versucht, zeigt es sich, daß die alten Kampfgenossen des Marschalls, die polnischen Sozialisten, an Josef Pilsudski glauben. Sie sehen in ihm noch immer den alten bewährten nationalen Revolutionär, den Mann der alten ruhmreichen P.P.S., die nach dem kurzen Zwischenspiel der Führung Rosa Luxemburgs stets eine sozialistische, aber ebenso sehr eine nationale Bewegung geblieben ist. Der Befreier Polens ist für Männer wie den alten Sejmmarschall Ignaz Daszinski der bewährte sozialistische Mitkämpfer. Wenn

er es für notwendig hält zu marschieren, dann können und dürfen die nationalen Arbeiter Polens ihren alten Führer nicht im Stich lassen.

Die Gewerkschaften geben die Generalstreikparole aus: gegen die Reaktion, für den Marschall. Die Mitglieder der polnischen Eisenbahnergewerkschaft reißen eigenhändig die Eisenbahnschienen auf, um den Antransport der Pilsudski feindlichen Truppen von Posen nach Warschau zu verhindern. Trotz einer ausdrücklichen Weisung der dritten Internationale schließen sich die kommunistischen Arbeiter zum großen Teil der Aktion der P.P.S. an. Das arbeitende Volk Polens stellt sich vor seinen Marschall, um die Reaktion und die Korruption niederzuschlagen. Aus dem Militärputsch Pilsudskis wird spontan eine Erhebung des polnischen Volkes, die von neuem den alten Führer im Kampfe um den Sozialismus und die nationale Freiheit an die Spitze trägt.

Niemand vermag zu sagen, was sich in diesen Stunden und Tagen in der Brust Josef Pilsudskis abgespielt hat. Was war in ihm zerbrochen, daß er die Zeichen nicht verstand, die sich ihm so deutlich darboten? Rein äußerlich erinnern die Vorgänge jener ersten Tage, nachdem der Marschall wieder das Regiment in Polen übernommen hatte, in vielem an das, was wir in Deutschland im Frühjahr des denkwürdigen Jahres 1933 erlebt haben. Plötzlich, nachdem das Volk aufgestanden war, gab es keine Widerstände mehr. Es ist unendlich bezeichnend dafür, daß in gewisser Hinsicht die Geschichte sich immer wiederholt, daß bei der Ende Mai 1926 stattfindenden Wahl eines polnischen Staatspräsidenten die Partei des von Pilsudski mit Waffengewalt gestürzten Ministerpräsidenten Witos, die Großbauernpartei Piast einstimmig zunächst für Josef Pilsudski als Staatspräsidenten und dann — nach dessen Ablehnung — für den von ihm benannten Professor Ignaz Mosczicki stimmte. Es gab plötzlich keine nennenswerte Opposition mehr. Alles stand hinter dem Marschall. Irgendein Widerstand war nicht mehr zu befürchten.

Die Bahn war frei für die Verwirklichung des zweiten Teils jenes alten Programms, für das Josef Pilsudski vor dem Kriege gearbeitet, gekämpft und gelitten hatte.

Die große Enttäuschung

Marschall Pilsudski regiert von Neuem. In einer verhältnismäßig kurzen Frist baut er das ganze Verwaltungssystem, die Armee, kurz die gesamte Staatsmacht zu einer einzigen schneidend scharfen Waffe für die Durchführung dessen um, was man als das Pilsudski-System bezeichnet. Schon dabei gibt es die ersten schmerzlichen Enttäuschungen. Sie sind noch nicht tiefgehend. Noch glaubt Polen an ihn. Und noch glaubt er vielleicht selber an sich.

Was ist der Parlamentarismus? Er ist eine leere Form, die ehrgeizige Parteipolitiker dazu benutzen, um ihre persönlichen Geschäfte zu machen. Was ist die parlamentarische Demokratie? Die Schiebebühne eines wüsten und widerwärtigen Intriguenspiels, bei dem derjenige gewinnt, der die Regeln dieses organisierten Falschspiels am besten zu seinem eigenen Nutzen beherrscht.

Das alles sind keine Dinge, an denen das Volk wirklich hängt. Das alles ist im Grunde genommen furchtbar gleichgültig und dem gesunden Empfinden des arbeitenden Menschen fremd. Es kommt auf ganz andere Dinge an. Der Arbeiter will wissen, er will mehr als das: er will fühlen, daß eine Macht vorhanden ist, die für soziale Gerechtigkeit, für den Schutz der Arbeitskraft und der Arbeitsleistung sorgt, die die Auswüchse individuellen Gewinnstrebens beschneidet, eine Macht, die das Wohl des Ganzen und nicht nur das der besitzenden Klassen ständig im Auge hat.

Der Arbeiter und der Bauer hängen im Grunde nicht daran, daß irgendwelche Parteifunktionäre auf ihre Kosten in Warschau sitzen und in Parlamentssitzungen lange Reden halten. Dem Arbeiter und dem Bauern irgendwo im Osten des weiten Polen sind diese Reden, die er häufig genug gar nicht einmal lesen kann, gänzlich gleichgültig. Was ihm nicht gleichgültig ist, ist dies: daß der Erlös für eine Kuh, für ein paar Zentner Kartoffeln oder Getreide nicht entfernt hinreichen, um selbst die notwendigsten Anschaffungen für die Instandhaltung des bäuerlichen Handwerkszeugs zu machen, daß der Lohn für die Arbeit immer geringer wird und das Lebensniveau dieser wirklich anspruchslosen Menschen allmählich bis auf mittelalterliche Formen hinab-

sinkt. Der galizische Bauer versteht es nicht, daß die Präsidenten der Ölgesellschaften in modernen Palästen wohnen und er selbst nicht mehr in der Lage ist, die Groschen aufzubringen, um das Petroleum für seine Lampe zu besorgen.

Und an diesem Punkte setzt die große Enttäuschung ein. Die geschäftigen Männer um den Marschall häufen von Woche zu Woche, von Monat zu Monat und schließlich von Jahr zu Jahr immer mehr Staatsmacht zusammen. Der Apparat ist da. Der Apparat funktioniert. Es gibt außer im bolschewistischen Moskau und im faschistischen Rom keine solche Akkumulation von Staatsmacht wie in Warschau.

Aber der Sinn fehlt. Man hat Verständnis dafür, daß zunächst einmal das durchgeführt wird, was man heute in Deutschland als Gleichschaltung bezeichnet. Aber irgendwann einmal ist diese Phase beendet. Irgendwann einmal ist alles, was äußerlich gleichzuschalten ist, gleichgeschaltet. Irgendwann einmal müssen der Sinn und das lebendige Ziel sichtbar werden, dem diese Anhäufung von Staatsmacht dienen soll. Macht an sich ist nichts Absolutes. Macht ist notwendig zur Durchsetzung irgendeiner Absicht, zur sinnvollen Gestaltung des Lebens eines Volkes. Aber wo dieser Sinn fehlt, ist die Macht allein ein Nichts, ein düsteres Schemen, das wie eine Wolke über dem Leben der Nation hängt.

Die alten polnischen Sozialisten sind alles andere als international eingestellt. Ihre Führer entstammen zum großen Teil, genau wie Josef Pilsudski selbst, dem alteingesessenen kleinen polnischen Landadel. Sie sind stolz auf die alte polnische Kultur, auf die Geistesfreiheit des alten polnischen Reiches, und sie kennen die Geschichte ihres Volkes nur zu gut. Sie wissen, daß die Überspitzung des Parlamentarismus in jenen merkwürdigen Formen, die die Eigentümlichkeit des alten Polen bildeten, zur völligen Machtlosigkeit des Staates und bis zum Zerfall der Nation führen kann. Sie haben alle in jener Zeit vor dem Kriege mit Josef Pilsudski für ein freies Polen gekämpft. Sie kennen die Gefängnisse des Zaren, und sie sind nicht Blindgläubige westlicher Regierungsformen. Sie haben volles

Verständnis dafür, daß man unter Umständen den ganzen parlamentarischen Schwindel mit einer Handbewegung beiseite schieben muß, wenn das Wohl der Nation das verlangt. Sie haben mit Josef Pilsudski in den Reihen der Legion gestanden, und sie haben nicht wie die Führer der rechten Reaktion in den Ministerien der großen westlichen Demokratien in Paris oder in Washington für ihre Ideen antichambriert. Sie sind im Grunde ihres Herzens nationale Sozialisten. Sie sind das, was sie glauben, daß Josef Pilsudski seiner ganzen Tradition nach sein muß. Das polnische Volk, die polnische Freiheit ist ihnen alles, und ob sie heute fünfzig oder sechzig Jahre alt sind, zur Verteidigung dieses Gutes nehmen sie auch heute genau wie zu jeder Zeit ihres Lebens die Flinte auf den Buckel und marschieren.

Diese Männer haben das nicht nur gesagt und geschrieben. Sie haben es in der Zarenzeit, während des Weltkrieges und im Kampf gegen das bolschewistische Rußland immer wieder bewiesen. Weshalb sollten sie nicht ihrem Führer in all diesen Kämpfen vertrauen?

Josef Pilsudski ist noch nicht ganz sechzig Jahre, als er von Neuem an der Spitze des polnischen Staates, diesmal zwar nicht nach dem Buchstaben, aber tatsächlich mit unbeschränkten Machtbefugnissen steht. Er hat mehr als dreißig Jahre in jedem Augenblick seines Lebens für die Freiheit Polens gefochten. Er hat sein Leben aufs Spiel gesetzt. Er hat seine Gesundheit geopfert. Weshalb ist ihm jetzt die innere Freiheit, die soziale Gerechtigkeit, für die er doch auch diesen ganzen Kampf geführt hat, nichts mehr?

Dies ist das große Wunder, der große Bruch im Leben Josef Pilsudskis: in dem Augenblick, in dem er auf der absoluten Höhe seiner Macht steht, versagt er. In diesem Augenblick wird er innerlich müde und verliert den Zusammenhang mit dem Fühlen und Denken seines Volkes, aus dem er sein ganzes Leben lang die unerhörte Energie gezogen hat, die ihn über die schwersten und dramatischsten Augenblicke seines historisch bedeutsamen Lebensablaufes hinweggebracht hat.

Ein sinnloser Kampf gegen Formen beginnt. Weshalb braucht Josef Pilsudski eine Parlamentsmehrheit? Dieser

Mann, der von dem Vertrauen der überwältigenden Mehrheit seines Volkes getragen wird, läßt Grausamkeit auf Grausamkeit häufen, um ein ihm genehmes Parlament zusammenzuprügeln. All die Dinge, die sich in den Jahren 1927 bis 1930/31 in Polen zugetragen haben, all diese Akte eines mittelalterlich anmutenden Terrorregimes werden dadurch so besonders furchtbar, weil sie von einer gänzlich unverständlichen Sinnlosigkeit sind. Die Mittel des Zarismus in der Hand des Kämpfers gegen den Zarismus sind etwas Widersinniges. All die eingekerkerten und mißhandelten sozialistischen Politiker, all die gefolterten und zusammengeschlagenen weißrussischen, ukrainischen und deutschen Bauern und Arbeiter erleiden ihr furchtbares Schicksal eigentlich nur aus einem grausigen Mißverständnis. Sie erleiden es aus dem Grunde, weil der Mann, der mehr als dreißig Jahre in unbeirrbarer Energie seinem Ziele zustrebte, nun in dem Augenblick, an dem er am Ziel ist, vergessen zu haben scheint, was er Zeit seines Lebens gewesen ist.

Zwischen Josef Pilsudski und seinem Volk liegt die Isolierschicht einer brutalen Staatsgewalt, die den Mangel an Ideengehalt durch ständigen Gebrauch der Knute nur unvollkommen zu ersetzen versucht. Zwischen Josef Pilsudski und seinem Volk steht der Staat der Obersten.

Was soll man von diesem Staat erzählen? Wo soll man anfangen? Wo soll man aufhören? Es ist das alles eine einzige tragische Groteske, angefangen von der Niederknüppelung der innerpolitischen Opposition, von der Drangsalierung der nationalen Minderheiten bis zu jenen denkwürdigen Parlamentswahlen des Jahres 1930, die dem Marschall in Sejm und Senat die absolute Mehrheit mit Methoden brachten, gegen die balkanische und zaristische Wahlmache das harmlose Spiel noch nicht schulpflichtiger Kinder sind.

Die westeuropäische Welt hat in den letzten Jahren viel und meist wenig Schönes von dem Polen Pilsudskis gehört. Der Marschall selbst ist fast niemals in Erscheinung getreten. Abgesehen von einigen Erholungsreisen, die stets in strengstem Inkognito vor sich gehen, ist Josef Pilsudski nur einmal offiziell in der großen internationalen Politik

in Erscheinung getreten. Das war im Dezember 1927, als er persönlich in Genf erschien, um eine Wendung in dem alten polnisch-litauischen Streit um Wilna herbeizuführen. Seitdem im Jahre 1923 der Völkerbundsrat die Aktion des polnischen Generals Zeligowski gegen die Stadt Wilna nachträglich gebilligt hat, ist dieser Streit nicht zur Ruhe gekommen. Offiziell hat jahrelang Kriegszustand zwischen Polen und Litauen geherrscht, und auch heute noch müssen Briefe von Wilna nach Kowno über Königsberg und Riga befördert werden, weil niemand die polnisch-litauische Grenze, die streng gesperrt ist, überschreiten kann.

Die Litauer haben ihren Anspruch auf die alte historische Hauptstadt Wilna niemals aufgegeben und die Polen haben stets jede Diskussion über dieses Thema abgelehnt. Unter diesem Zeichen stand auch jene historische Nachtsitzung des Völkerbundsrates vom 10. Dezember 1927, an der zum ersten und einzigen Male Josef Pilsudski teilgenommen hat.

In der Geschichte dieser merkwürdigen Einrichtung, die man fälschlicherweise Völkerbund nennt, wird der Dr. Gustav Stresemann stets deshalb einen besonderen Ehrenplatz einnehmen, weil es seinen unablässigen Bemühungen gelungen ist, den unmöglichen kleinen Glaspavillon des Gebäudes am Ende des Genfer Quai Wilson, in dem der Rat des Völkerbundes seine Sitzungen abhält, um das Doppelte vergrößern zu lassen. An jenem 10. Dezember 1927 war diese Vergrößerung noch nicht durchgeführt. Die Mitte des Raumes nahm der große hufeisenförmige, mit blauem Fries bespannte Ratstisch ein. Auf der einen Seite waren seitlich in drangvoll fürchterlicher Enge die Plätze der Delegationsmitglieder, der diplomatischen Sekretäre und Attachés. Auf der anderen Seite waren, durch ein Seil von einander getrennt, ein paar Dutzend Sitze für die internationale Presse und für die sogenannte Öffentlichkeit, d. h. in erster Linie für die Angehörigen des diplomatischen Korps in Genf und für die etwa anwesenden Damen der auswärtigen Staatsmänner und Delegationsmitglieder.

Das calvinistische Genf kennt eigentlich nur einen wirklichen Volksfesttag. Das ist der Tag der sogenannten Escalade, der Tag der Erinnerung an jenen abgeschlagenen Sturm der Glaubensfeinde auf das Genf des Calvin. Der

zynische Aristide Briand soll einmal gesagt haben, aus diesem Genf hätte vielleicht eine menschliche Stadt werden können, wenn damals der Sturm nicht abgeschlagen worden wäre. Aber diesen Tag feiert man. Genf feiert ihn in jener seltsamen Steifheit, die das Wesen dieser merkwürdigen Stadt bildet. Und die internationale Welt, die sich um das Sekretariat des Völkerbundes konzentriert, feiert diesen Tag auch, weil sie es mit Recht als ein Verbrechen ansehen würde, in dieser Umgebung ein mögliches Fest nicht zu feiern.

Fast drei Tage lang sind die Verhandlungen über den polnisch-litauischen Streit von dem kleinen bürstenköpfigen Diktator Litauens, dem Professor Woldemaras, und dem Außenminister Josef Pilsudskis, August Zaleski, bestritten worden. Man ist auf dem besten Wege, ein Kompromiß zustande zu bringen, das nach bewährtem Genfer Muster mit möglichst vielen Worten möglichst wenig sagt.

Da fährt es wie ein elektrischer Schlag durch die Völkerbundsbürokratie. Josef Pilsudski ist angekommen. Draußen auf einem Nebengleis des Hauptbahnhofs steht sein Salonzug. Die Genfer Kantonalpolizei ist in höchster Alarmbereitschaft. Der Marschall Polens, der in seinem Leben schon so viele Kugeln hat pfeifen hören, bleibt in seinem Salonwagen wohnen. Er wird kein Genfer Hotel betreten. Es ist, als ob nicht der alte Kämpfer gegen den Zaren, sondern der Zar selber nach Genf gekommen sei. Hals über Kopf wird für den späten Abend eine Sondersitzung des Völkerbundsrates einberufen. Es ist ein merkwürdig unwirkliches Bild, das an diesem Abend der Glaspavillon des Völkerbundsgebäudes bietet. Am Ratstisch sitzen im Frack Aristide Briand, Austen Chamberlain und all die andern. Die Delegationsmitglieder, die Attachés, alle kommen sie von irgendwelchen Festlichkeiten dieses Escalade-Abends im Gesellschaftsanzug. Die Damen sind in großer Abendtoilette. Schmuck blitzt, und die sprichwörtlich schlechte Beleuchtung des Ratssaales steht in einem merkwürdigen Gegensatz zu den Perlenkolliers und Diamantagraffen der Ministerfrauen. Unmittelbar an dem Seil, das die Damen der Diplomatie von den profanen Journalisten trennt, sitzt ganz vorn Mrs. Chamberlain. Sie trägt

ein Kleid der letzten Mode, und der lebenslustige und ein wenig zynische deutsche Journalist, der unmittelbar neben ihr seinen Platz gefunden hat, fragt sich mit stillem Erstaunen, für wen eigentlich die Gattin des englischen Außenministers ein perlenbesetztes Strumpfband trägt.

Über diesem skurrilen Bild liegt eine elektrisch geladene Atmosphäre. Alle diese korrekt angezogenen Damen und Herren aus allen Ländern der Welt, die sich zivilisiert nennen, haben das Gefühl, daß dieser heutige Abend irgend etwas ganz Besonderes bringen muß. Eine nervöse und gedämpfte Unterhaltung schwingt auf und ab und verstummt in dem Augenblick, als die Tür sich öffnet und, gefolgt von August Zaleski und einigen andern Mitgliedern der polnischen Delegation, unter ihnen der Minister Sokal, Josef Pilsudski mit kurzen, schweren Schritten den Raum betritt. Er ist der einzige, der keinen Gesellschaftsanzug trägt. Er hält den Kopf ein wenig gesenkt. Man sieht nur über den breiten Schultern den borstigen hängenden grauen Schnurrbart und die wuchtig buschigen Augenbrauen.

Er grüßt kurz hinüber zum Präsidenten des Rates und nimmt auf dem Sessel Platz, den in den drei vergangenen Tagen August Zaleski innegehabt hat.

Der Präsident ist ein ganz klein wenig verwirrt. Er weiß selbst nicht, warum. Als er den Hammer in die Hand nehmen will, um mit einem kurzen Schlag auf den blauen Fries des Ratstisches die Sitzung zu eröffnen, ergreift er versehentlich einen Bleistift. Aber dann klingt doch die stereotype Formel durch den Raum: „La séance est ouverte", und wie das Echo schallt die Stimme des Dolmetschers zurück: „Meeting is opened."

Der Präsident ist froh, daß er jetzt dem Berichterstatter das Wort erteilen kann. Der blättert einen Augenblick nervös in seinen Akten und dann beginnt er zu referieren.

Es ist merkwürdig: keiner der Anwesenden versteht so recht die in korrektem Völkerbundsfranzösisch, jener merkwürdig hölzernen Diplomatensprache; aneinandergereihten Sätze. Diese Sprache ist an sich von einer geradezu erschütternden Allgemeinverständlichkeit. Immer wieder dieselben Wendungen. Diese Reden und Referate gleichen ja

alle einander. Mögen die Themen auch noch so verschieden sein. Nach drei Sätzen kommt es immer wieder auf genau dasselbe hinaus. Und alle die Menschen im Raum kennen diese Sprache ja nicht erst seit heute. Sie beherrschen sie selbst. Es ist ihre eigene Sprache, und trotzdem klingt sie ihnen in diesem Augenblick seltsam unwirklich. Ebenso unwirklich wie alle diese Herren im Frack und diese Damen in großen Abendkleidern selber sind.

Und mitten zwischen ihnen sitzt ein Mensch. Vielleicht empfinden sie das irgendwie als störend. Vielleicht auch nur als merkwürdig. Jedenfalls aber ist es etwas Fremdes. Dieser alte Mann, der viel älter aussieht als seine sechzig Jahre, ist so etwas ganz anderes als diese glatten und in jeder Situation selbstsicheren internationalen Diplomaten. Wenn man ihn ansieht, hat man das Gefühl von etwas Hartem, dem eigenen Lebenskreise Entgegengesetztem, und alle die Menschen fühlen ein ziehendes Spannen auf das, was die nächsten Minuten vielleicht bringen werden.

Unten am Ende des Ratstisches sitzt der Professor Woldemaras aus Kowno. Der Professor Woldemaras, Diktator von Litauen, beherrscht zwölf Sprachen und ist ein Historiker von hohen Graden. Seine Reden pflegen mit dem zwölften Jahrhundert zu beginnen, und wenn man nach zwei Stunden wieder einmal hinhört, dann ist der Professor Woldemaras etwa bei der Lubliner Union zwischen Polen und Litauen im Jahre 1569 angekommen. Was zwischen diesem historischen Datum und dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts liegt, das haben normalerweise außer dem Dolmetscher nur die beamteten Stenographen jemals wirklich gehört. Die Ratsmitglieder haben in all den Jahren diese Periode meist zu einem erholenden Schlummer ausgenutzt, und die Journalisten wissen, daß sie zwischen 1569 und der Gegenwart reichlich Zeit zur Einnahme eines umfangreichen Menüs haben.

Aber an diesem Abend macht der Professor Woldemaras gar nicht den Eindruck, als ob er unbedingt eine seiner berühmten Vier-Stunden-Reden halten wollte. Er blickt ebenso gespannt wie alle anderen am Ratstisch auf Josef Pilsudski, der scheinbar völlig uninteressiert an den Vor-

gängen um ihn herum ist und sich wohl nur mit dem Studium des weißen Bogens Papier beschäftigt, der vor ihm liegt.

Nur ab und zu läßt Josef Pilsudski einen kurzen Blick über seine merkwürdige Umgebung huschen. Was sind das alles für Menschen, diese geschniegelten Herren und Damen, von denen kaum irgendeiner in seinem Leben eine russische Gefängniszelle auch nur von weitem gesehen hat? Sein Blick fällt auf einen korrekten Herrn im Frack, dessen Gesicht die Farbe eines etwas zu dunkel geratenen Zichorienkaffees hat. Aus großen erstaunten Augen sieht der dunkle Gentleman zu Josef Pilsudski herüber. Das Weiße in seinen Augen hat einen bläulichen Schimmer.

Josef Pilsudski hat keine Ahnung, daß der Herr, der ihn so erwartungsvoll mustert, der ehrenwerte Baron Lehmann, Völkerbundsvertreter der auf dem Papier souveränen Republik Liberia ist. Wenn er es wüßte, würde es ihm wahrscheinlich unbeschreiblich gleichgültig sein. Aber irgend etwas an diesem erstaunten Herrn reizt ihn in diesem Augenblick. Es mag sein, daß sein Anblick ihm die ganze Widersinnigkeit dieser angemalten Komödie besonders stark zum Bewußtsein bringt. Es mag etwas anderes sein. Niemand wird das mit Bestimmtheit zu sagen vermögen. Aber jedenfalls löst es in Josef Pilsudski den Entschluß aus, dieses Theater zu beenden. Auf seine Weise zu beenden.

Zähflüssig träufeln noch immer die korrekten französischen Sätze des Berichterstatters durch den Raum.

Plötzlich verstummt er, mitten in einer besonders wohlgeratenen Periode, denn Josef Pilsudski hat mit einem kurzen Ruck seinen Stuhl nach hinten geschoben und hat sich erhoben.

Niemand im Saal des Völkerbundsrates wagt in diesem Augenblick auch nur laut zu atmen. Der Präsident hat die Hand nach dem Hammer ausgestreckt. Er faßt nicht zu. Es ist, als ob die Muskeln seiner Finger gelähmt seien.

Den kantigen Schädel nach vorne geschoben, durchmißt Josef Pilsudski den kurzen Zwischenraum, der ihn von seinem kleinen litauischen Gegner trennt. Selbst das stets ungerührte bauernschlaue Gesicht von August Zaleski ist ängstlich verzogen erstarrt.

Und nun steht der Marschall Polens vor dem Geschichtsprofessor aus Kowno. Der hat sich wie in halber Abwehr erhoben.

Alle haben gewußt, alle haben es gefühlt, daß dieser Abend nicht den üblichen korrekten Verlauf einer normalen Sitzung des Völkerbundsrats nehmen werde. Aber niemand hätte gewagt, diesen Abschluß auch nur zu vermuten.

Ganz langsam streckt Josef Pilsudski dem Professor Woldemaras seine Hand entgegen. Und ganz langsam und klar kommen aus seinem Munde die Worte: „Also, was wollen Sie? Krieg oder Frieden?"

In diesem Raum sind schon viele Hunderte von Stunden mit Reden über den Frieden vertan worden. In diesem Raume hat allmählich das Wort Frieden einen seltsamen, faden Papiergeschmack bekommen. Jetzt auf einmal klingt es all diesen korrekten Herren und Damen ganz anders und ganz neu. Kommt es daher, weil hier neben dem Worte Frieden das Wort Krieg mit einer so schauerlich ernsthaften Betonung gesprochen worden ist?

Der Professor Woldemaras sieht Josef Pilsudski an wie der Vogel die Schlange ansieht, die ihn im nächsten Augenblick verschlingen wird. Aber dann senkt er seinen Borstenkopf ein wenig. Er hebt die Hand. Er nimmt Pilsudskis Rechte, und ganz leise, aber allen verständlich, kommt von seinen Lippen das Wort: „Frieden!"

Noch einen kurzen Augenblick sehen die beiden Männer sich an. Dann dreht Josef Pilsudski sich um, macht eine kaum merkliche eckige Verbeugung zum Präsidenten, und noch ehe vom Platze des Präsidenten die erlösende Floskel ertönt: „La séance est levée", noch ehe das Echo des Dolmetschers erklungen ist: „Meeting is ended", hat Josef Pilsudski den Schauplatz seines einzigen internationalen Auftretens verlassen.

Der alte Mann in Belvedere

Im Warschauer Belvedere-Schloß draußen am Ende der großen Aleja Ujastowska sitzt nun schon seit Jahren der alte, kranke, verbitterte Marschall Pilsudski. Wie war das doch im Anfang? Alle paar Wochen, längstens alle paar

Monate, fuhr irgendein Blitz aus dem Belvedere-Schloß auf Polen herab. Da war ein Zeitungsartikel, in dem Josef Pilsudski gegen das korrupte Parlament wetterte. Da war irgendeine schneidend scharfe Erklärung, die auch vor den derbsten Kraftausdrücken nicht zurückschreckte. Da waren Empfänge alter Legionäre. Da waren die Kabinettssitzungen, vor denen oft genug die Minister des Marschalls zitterten, wie kleine Schulbuben wohl zittern, wenn sie in der Stunde die letzte Klassenarbeit zurückbekommen, von der sie wissen, daß es wahrscheinlich wieder mal nur eine Vier geworden ist.

Das alles hat sich gewandelt. Es beginnt still zu werden um Josef Pilsudski. Die Kluft zwischen ihm und seinem Volk ist so groß geworden, daß seine Stimme sie nicht mehr recht zu überbrücken vermag. Und die Stimme des Volkes bricht sich an der Wand der Obersten, die zwischen Pilsudski und dem polnischen Volk stehen.

Früher war es so: der Marschall regierte, und mit ängstlichem Zittern führten die Generale und Obersten die rauh gegebenen Weisungen aus. Heute regieren die Obersten und selbst die älteren unter den engen Mitarbeitern des Marschalls werden allmählich in den Hintergrund gedrängt.

Noch ist der Schatten da. Dieser große, schwere Schatten des Marschalls, der zu alt und zu verbraucht war um nach seinem letzten großen Schlage im Mai 1926 sich daran zu erinnern, daß er dreißig Jahre lang für Nationalismus und Sozialismus gekämpft hatte. Aber es ist eben doch nur noch der Schatten des Josef Pilsudski von früher, dessen Stärke darin gelegen hatte, daß er mit beiden Füßen fest im Boden der Masse seines Volkes wurzelte.

Allein in der Außenpolitik macht sich auch heute noch die alte Wucht der Willensrichtung Josef Pilsudskis gelegentlich bemerkbar. Man kann vielleicht Pilsudskis Stellung zwischen Deutschland und Rußland am besten so charakterisieren: dieser Mann hat niemals Deutschland geliebt. Aber er hat immer Rußland gehaßt.

Die Jungen haben inzwischen einen Pakt mit demselben Moskau geschlossen, dem Josef Pilsudski im Sommer 1920 einen Kampf auf Tod und Leben geliefert hat. Der Marschall ist ein alter kranker Mann im Belvedere-Schloß.

Nach seinem Herzen ist dieser Pakt niemals gewesen. Dieser Pakt muß für ihn irgend etwas sein, wie der Widerruf eines erbitterten Kampfes von mehr als dreißig Jahren Dauer. Und ein Mann wie Josef Pilsudski widerruft nicht gern.

Aber er hat nicht die Kraft und wohl auch nicht einmal den Willen mehr gehabt, diese Wendung zu verhindern. Er ist müde geworden.

Wenn sein Geburtstag ist, dann arrangieren die Obersten einen Sturm von ein paar Hunderttausend fertig vorgedruckten Glückwunschkarten an Josef Pilsudski. Die Organisation klappt ausgezeichnet. Aber wer vermag zu glauben, daß der alte Volksmann nicht bitter lächelt, wenn die Körbe mit Glückwünschen an ihm vorbeigetragen werden, mit Glückwünschen eines Volkes, zu dem er keine Verbindungen mehr hat, zu dem von ihm keine Brücke mehr führt.

Wenn das polnische Volk heute frei und unbeeinflußt wählen könnte, so würde die Sanacja, die Regierungspartei, eine erschreckende Niederlage erleiden. Das wissen die Obersten, und deshalb wird das polnische Volk nicht wieder frei wählen, so lange sie das verhindern können.

Aber wenn man einmal den Fall konstruierte, daß das polnische Volk auf die Frage zu antworten hätte, was es über den Menschen Josef Pilsudski denke, so würde man vielleicht die erschütternde Erfahrung machen, daß dieses geprügelte und maßlos enttäuschte Volk auch heute noch zu dem Menschen Josef Pilsudski ein besinnungsloses Vertrauen hat. Das mag verwunderlich erscheinen. Aber für das polnische Volk ist dieser verbitterte, kranke, alte Mann, dessen Beauftragte ein eisernes und verhaßtes Regime führen, niemals der Alleinschuldige. Dieses Volk wird nie vergessen, was Josef Pilsudski in mehr als dreißig Jahren gelitten und erkämpft hat für sein Volk. Der Marschall ist für den einfachen polnischen Menschen beinahe ein überirdisches Wesen. Auch der Gott im Himmel verhindert nicht immer Ungerechtigkeiten auf dieser Erde. Weshalb soll man ihm zürnen?

Eines Tages wird Josef Pilsudski nicht mehr sein. An diesem Tage wird man merken, was selbst noch sein Schatten für Polen bedeutete.

Es ist wohl das Schicksal dieses Volkes, daß es niemals einen Führer gehabt hat, der seine geschichtliche Sendung bis ans Letzte erfüllte. Josef Pilsudski, der nationalistische Sozialist, blieb auf der Höhe seiner Macht stehen, er blieb die letzte Erfüllung seiner historischen Sendung schuldig. Es wäre wohl allzu materialistisch gedacht, wollte man der körperlichen Verbrauchtheit Pilsudskis an diesem tragischen Versagen allein die Schuld geben.

Man wird tiefer gehen müssen.

Josef Pilsudski und sein Volk sind nicht zu trennen. Josef Pilsudski wuchs aus seinem Volk empor und blieb ein Glied seines Volkes.

Dieses Volk der Polen wird immer von neuem daran scheitern, daß es die Maße seiner historischen Sendung nicht erkennt, daß es über das Ziel hinausschießt oder hinter dem Ziel zurückbleibt.

Das ist die Tragik auch Josef Pilsudskis, der ein Pole ist.

Quellen-Nachweis:

„La lutte revolutionaire dans la partie de la Pologne annexée par la Russie", von Joseph Pilsudski. Erschienen Krakau 1903.

„Mes premiers combats", von Joseph Pilsudski. Erschienen 1925 in Warschau.

„L'année 1920", von Joseph Pilsudski. Erschienen in Warschau 1924.

„Pilsudski", von Sigismund St. Klingsland. Erschienen in der Sammlung „Les documentaires", Editions Kra, Paris.

„Joseph Pilsudski", von Jaques de Carency. Verlag „La renaissance du livre", Paris.

„Das ist Polen", von F. W. von Oertzen. Verlag Müller-Langen, München, 1932.

„Polen an der Arbeit", von F. W. von Oertzen. Verlag Müller-Langen, München, 1932.

COLEMANS KLEINE BIOGRAPHIEN

HERAUSGEBER: DR. FRITZ ENDRES, LÜBECK

VERLAG VON CHARLES COLEMAN, LÜBECK

Bis Oktober 1933 sind erschienen:

1. **CAESAR.** Von Universitätsprofessor Dr. Werner Schur, Breslau.
2. **FRANZ VON ASSISI.** Der Verkünder der religiösen Armut, von D. Dr. Joseph Bernhart, München.
3. **MARIA THERESIA.** Von Universitätsprofessor Dr. Carl Burckhardt, Zürich.
4. **YORK.** Das Leben eines altpreußischen Generals. Von Major Hermann Foertsch, Pressechef im Reichswehrministerium.

6. **WILHELM II.** Von Privatdozent Dr. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode, München.
7. **CECIL RHODES.** Der Eroberer Südafrikas. Von Oberstudienrat Prof. Dr. E. Bode, Lübeck.
8. **GERHART HAUPTMANN.** Der Dichter einer Übergangszeit. Von Studienrat Dr. Fritz Endres, Lübeck.
9. **HINDENBURG.** Der Vater des Vaterlandes. Von Generalleutnant Karl Ritter von Schoch, München.
10. **MUSSOLINI AUS DER NÄHE.** Von Kurt Kornicker, Auslands-Korrespondent, Rom.
11. **ADOLF HITLER.** Das Werden einer Volksbewegung. Von Philipp Bouhler, Reichsgeschäftsführer der NSDAP., München.
12. **STALIN.** Von Artur W. Just, Auslands-Korrespondent, Moskau.
13. **FRIEDRICH DER GROSSE.** Von Universitätsprofessor Dr. Paul Haake, Berlin.
14. **NICCOLO MACHIAVELLI.** Von Universitätsprofessor Dr. Hermann Hefele, Braunsberg.
15. **FRIEDRICH NIETZSCHE.** Von Oberstudienrat Prof. Dr. Jos. Hofmiller, Rosenheim.
16. **THOMAS ALVA EDISON.** Von Dr. Hugo Dingler, Professor an der Technischen Hochschule, Darmstadt, und Dipl.-Ing. Hans Hanko, Darmstadt.
17. **ROALD AMUNDSEN.** Von Professor Otto Baschin, Berlin.
18. **RICHARD WAGNER.** Von Studienrat Dr. phil. Fritz Jung, Lübeck.

Fortsetzung siehe nächste Seite!

19. **RASPUTIN.** Die Zerstörung einer Legende. Von Dr. Karl Noetzel, München.

20. **MEISTER ECKEHART.** Der gotische Mystiker. Von Lic. Pfarrer Walter Lehmann, Borby.

21. **ADMIRAL SCHEER.** Der Sieger am Skagerrak. Von Vizeadmiral Adolf von Trotha, Berlin.

22. **HELENE LANGE.** Von Ministerialrat Dr. Gertrud Bäumer, Berlin.

23. **AUGUSTINUS.** Von D. Dr. Joseph Bernhart, Türkheim.

24. **HEINRICH DER LÖWE.** Von Dr. Hans Haimar Jacobs, Heidelberg.

25. **DER JUNGE LUTHER.** Von Dr. Tim Klein, München.

26. **OLIVER CROMWELL.** Von Dr. Michael Freund, Berlin.

27. **WASHINGTON.** Von Dr. Alwin Paul, Studienrat an der Oberrealschule zu Hamburg-St. Georg.

28. **NAPOLEON I.** Von Universitätsprofessor Dr. Karl Haushofer, Generalmajor a. D., München.

29. **FRIEDRICH LIST.** Von Dr. Franz Josef Schöningh, München.

30. **ALFRED KRUPP.** Von Geheimrat Dr. Jakob Strieder, o. Professor der Wirtschaftsgeschichte an der Universität München.

31. **KAISER FRANZ JOSEPH.** Von Dr. Emil Mika, Wien.

32. **HEBBEL.** Von Dr. Edgar Groß, Stadttheater-Intendant in Lübeck.

33. **MALWIDA VON MEYSENBUG.** Von Studiendirektorin Dr. Mia Schwarz, Aschersleben.

34. **WISSMANN.** Von Hauptmann a. D. Dr. Paul Leutwein, Berlin.

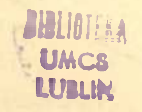
35. **KARL PETERS.** Von Hauptmann a. D. Dr. Paul Leutwein, Berlin.

36. **MUTSUHITO, der Kaiser von Japan.** Von Universitätsprofessor Dr. Karl Haushofer, Generalmajor a. D., München.

37. **PILSUDSKI.** Von Friedrich Wilhelm von Oertzen, Berlin.

38. **DE VALERA.** Von Eugen Lennhoff, Wien.

Weitere Bändchen sind in Vorbereitung.



8 zł.-


1000174530